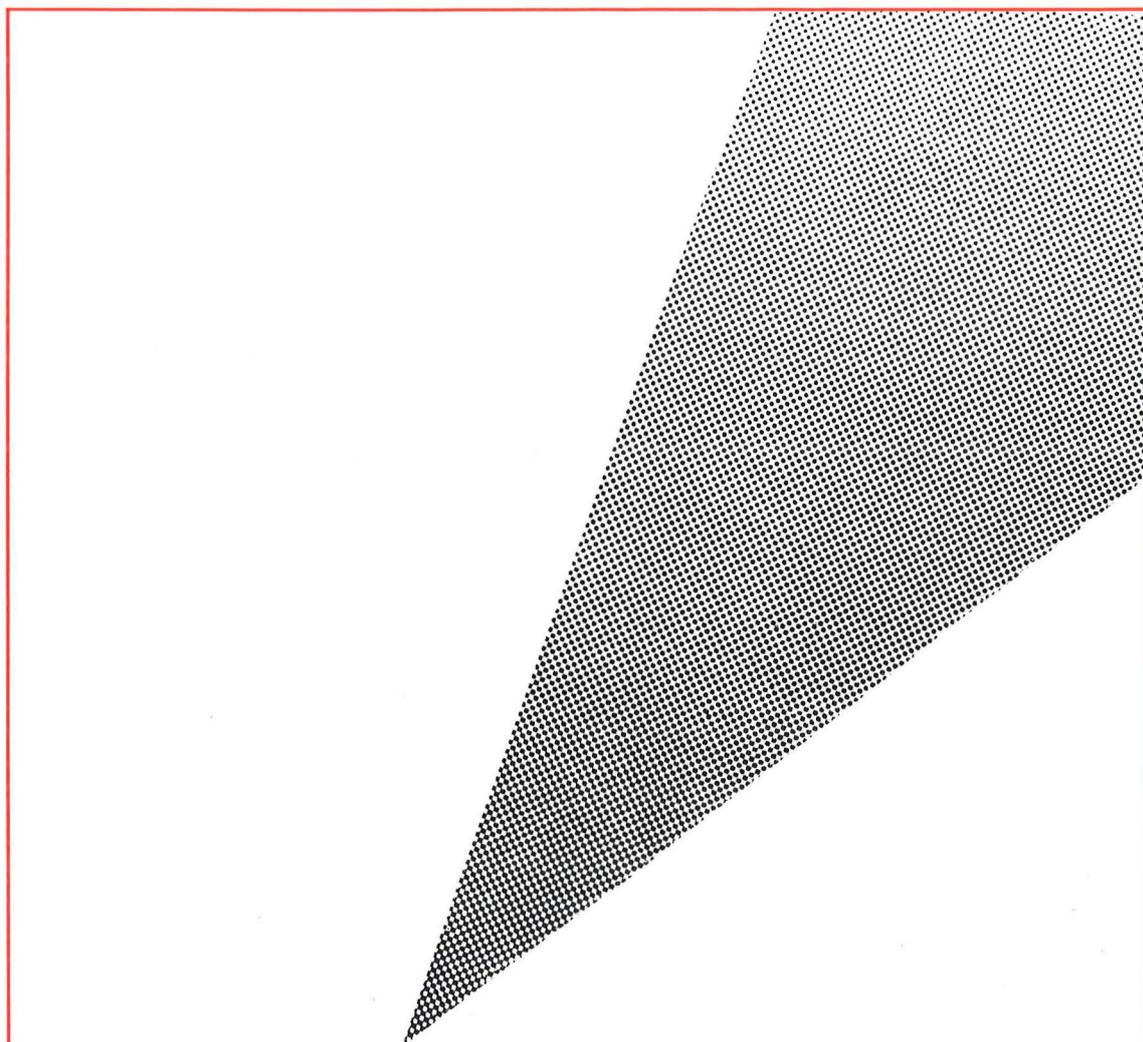


iwk

MITTEILUNGEN

DES INSTITUTS FÜR WISSENSCHAFT UND KUNST



VERGESSENE UND
UNBEKANNTE
ÖSTERREICHISCHE EXILLITERATUR



VERDRÄNGTE SCHULD - VERFEHLTE SÜHNE

Entnazifizierung in Österreich 1945-1955

Symposion des Instituts für
Wissenschaft und Kunst
März 1985

Hrsg.: Sebastian Meissl, Klaus-Dieter
Mulley, Oliver Rathkolb

368 Seiten

Ladenpreis: S 480,-

Subskriptionspreis für IWK-Mitglieder:
S 336,-

Bestelladresse:

IWK, 1090 Wien, Berggasse 17/1

Dieser Sammelband mit Aufsätzen über Möglichkeiten, Formen, Zielsetzungen und Praxis der Entnazifizierung in Österreich ist das konkrete Ergebnis eines internationalen wissenschaftlichen Symposions, das als erste Veranstaltung des „Jahres der Zeitgeschichte 1985“ vom Institut für Wissenschaft und Kunst organisiert wurde.

Die erweiterten Referate sowie einzelne völlig neu konzipierte Beiträge sollen ebenso wie die strukturierte Zusammenfassung der Symposionsdiskussion nicht nur eine Bestandsaufnahme spezifischer Probleme der Entfaschisierung Österreichs darstellen, sondern vor allem auch innovativ für weitere Arbeiten wirken.

Pressestimmen:

Achtzehn gut dokumentierte Referate vermitteln bisher weitgehend unbekannt gebliebene Tatsachen. Auszüge aus der lebhaften Diskussion ergänzen die wissenschaftlichen Forschungen. Arbeiter-Zeitung

Ein hochspezialisiertes Autorenteam versucht in dieser bemerkenswerten und aufschlußreichen Publikation das bisher weitgehend tabuisierte Thema darzustellen. ORF-Bücherspot

Der umfangreiche Sammelband von Zeitgeschichtlern, Politologen, Germanisten und Soziologen über die „Verdrängte Schuld, verfehlte Sühne“ hat viele Erklärungen parat, warum die Entnazifizierung in Österreich letztendlich gescheitert ist (und daher bis heute von jeder neuen Generation nachgearbeitet werden muß). profil

Aus dem Inhalt:

Heinz Fischer: Geleitwort

Lutz Niethammer: Problematik der Entnazifizierung in der BRD

Dieter Stiefel: Nazifizierung plus Entnazifizierung = Null

Robert Knight: Kalter Krieg und Entnazifizierung

Oliver Rathkolb: Politische Parteien und VdU, 1949

Klaus-Dieter Mulley: Wirtschaft

Wolfgang Kos: Bürokratie

Fritz Hausjell: Presse

Gerhard Renner: Schriftstellerverbände

Murray G. Hall: Buchhandel, Verlage

Willi Weinert: Universitäten

Sebastian Meissl: „Der Fall Nadler“

Reinhard Knoll: Rechts- und Staatswissenschaften

Albert Massiczek: „Zweimal illegal“

Andreas Maislinger: Tirol

Ernst Hanisch: Salzburg

Stefan Karner: Steiermark (Leykam)

Josef Markus: Strafverfolgungen von NS-Verbrechen

Brigitte Galanda: Wiedergutmachung

Diskussion von Zeitzeugen (Karl Mark, Viktor Matejka u. a.)



INHALT

VERGESSENE UND UNBEKANNTE Österreichische Exilliteratur

Horst Fassel Die Einsamkeit des Leo Katz oder die Standhaftigkeit eines Wunschdenkens	34
Karl Markus Gauß Versuch über Martina Wied	41
Christian Hawle ... und schreit die ganze Welt auch Lüge ... Zu Leben und Werk des Widerstandskämpfers Richard Zach	46
Konstantin Kaiser Nicht fremde Weite. Der Lyriker, Journalist, Übersetzer Joseph Kalmer	52
Peter Roessler Citoyen und Diktatur an sich. Die französische Revolution als Stoff der Dramatik des antifaschistischen Exils und der Nachkriegszeit	60
Harald Sattke Emil Alphons Rheinhardt. Dichter zwischen den Lagern	64
Erich Hackl über Alfredo Bauer	71
Alfredo Bauer Antifaschistische Arbeit der deutschen und österreichischen Emigration in Argentinien ...	71
BUCHBESPRECHUNG	77
Mathias Menzel Literarischer Kitsch. Zwei Paradigmen seiner literaturwissenschaftlichen Diskussion	78

EDITORIAL

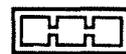
Das Seminar „Zur antifaschistischen Literatur Österreichs (1934–1945)“, das von Herbst 1983 bis Sommer 1986 im Institut für Wissenschaft und Kunst stattfand, konzentrierte sich über weite Strecken auf „Vergessene und Unbekannte“, Autor/inn/en des antifaschistischen Exils, des Widerstands, von denen nichts oder wenig gewußt wird, die nach 1945 dann vergessen oder gar niemals zur Kenntnis genommen worden sind. Die Schicksale, Wege und Werke der Einzelnen waren zu ergründen, um zu einem genaueren Bild der Gesamtheit zu gelangen. Die Gesamtheit, die antifaschistische Literatur Österreichs, ist aber immer noch der am meisten vernachlässigte Aspekt der österreichischen Literaturgeschichte: Die Spaltung der Literatur in eine Exilliteratur und eine „Literatur im Reich“, die mit dem März 1938 zur vollendeten Tatsache wurde, wird nicht als der entscheidende Springpunkt in der österreichischen Literatur des 20. Jahrhunderts begriffen. Eingeengt zwischen einem Kulturkonservatismus, der sich als Alternative zum Faschismus stark machte und vielfach doch in den geistigen Voraussetzungen des Nationalsozialismus befangen blieb, und einem Modernismus, der im immer neu imaginierten radikalen Bruch mit dem Vergangenen den geschichtlichen Ort zur Illusion einer modernen Gesellschaft überhaupt nivellierte, ist die Rezeption der österreichischen Exilliteratur nie recht vorgekommen, ist Privatangelegenheit einiger Interessierter geblieben. Broch, Musil, Roth, neuerdings Canetti sind kanonisiert, geistige Kirchturmspitzen gleichsam, die man nun mit geraden Linien vernetzt. Sofern die Kanonisierung dem Konformismus der Gegenwart Vorschub leistet, war die Beschäftigung mit „Vergessenen und Unbekannten“ ein Versuch, Widerstand zu leisten, einer falschen und vorschnellen Systematisierung entgegenzutreten.

Konstantin Kaiser

MITTEILUNGEN DES INSTITUTS FÜR WISSENSCHAFT UND KUNST NR. 2 42. Jahrgang 1987

1090 Wien, Berggasse 17/1 Telefon 34 43 42
1070 Wien, Museumstraße 5 Telefon 93 13 82

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Institut für Wissenschaft und Kunst. Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Helga Kaschl. Alle 1090 Wien, Berggasse 17/1. Druck: J.H. Pospisil, 1170 Wien, Taubergasse 15.



Horst Fassel DIE EINSAMKEIT DES LEO KATZ ODER DIE STANDHAFTIGKEIT EINES WUNSCHDENKENS

„Eine Reise durch Ostgalizien und die Bukowina, jene am nordöstlichen Rande der untergegangenen Habsburgermonarchie gelegenen Provinzen, in denen zur Zeit der österreichisch-ungarischen Herrschaft so viele verschiedene Nationalitäten, Sprachen und Kulturen aufeinandertrafen, muß heute ein unerfüllbarer Wunschtraum bleiben. ... die an die vertrauten Namen anklingenden Ortsbezeichnungen sind nichts weiter als leere Buchstabenhülsen, die nur mehr den flüchtigen Duft der Erinnerung an eine unwiederbringlich verlorene Welt in sich bewahren, die hier und da erhalten gebliebenen architektonischen Denkmäler sind Relikte einer ehemaligen Gemeinsamkeit, die nicht mehr zum Leben erweckt werden kann. Die ethnische und kulturelle Vielfalt, die jene Welt ausmachte und auch mit unserer verband, gibt es nicht mehr.“

So schreibt Martin Pollack in seinem Buch *Nach Galizien. Eine imaginäre Reise durch die verschwundene Welt Ostgaliziens und der Bukowina*.¹ Aus dieser „unwiederbringlich verlorenen Welt (des Königreichs Galizien und Lodomerien, des Herzogtums Bukowina) stammen nicht nur Karl Emil Franzos, Bruno Schulz, Josef Roth, Alfred Margul Sperber, Paul Celan. Aus dieser Welt „ethnischer und kultureller Vielfalt“ kommt auch Leo Katz, geboren am 22. Januar 1892 in Sereth, einem kleinen Städtchen in der Nähe des Pruth-Flusses in der Südbukowina. Von den insgesamt 7773 Einwohnern waren in den zwanziger Jahren 3014 Juden, 2407 Rumänen, 2304 Deutsche.² Das Kronland Bukowina – und damit das Städtchen Sereth – kam nach dem Ersten Weltkrieg an Rumänien, da die Rumänen in dieser Provinz mit 44,3 Prozent die stärkste Bevölkerungsgruppe stellten. Als dies geschah, weilte Leo Katz in Wien, wo er Geschichte studierte und mit einer Arbeit über die Geschichte der Juden im Mittelalter zum Dr.phil. promovierte. Ebenso wie andere Juden der Bukowina, die vorwiegend deutsch und jiddisch sprachen und sich dem deutschen Kulturbereich zurechneten, mißtraute auch Leo Katz dem neuen großrumänischen Staat, optierte für die österreichische Staatsbürgerschaft und schloß sich den tausenden jüdischen Auswanderern der Jahre 1920–1925 an, die in den USA ihr Glück versuchten. Katz jedoch betrat amerikanischen Boden nicht mit dem Wunsch, sich hier dauernd anzusiedeln. Ob Katz in New York (wo er sich, den Aussagen seiner Frau zufolge, aufgehalten haben soll), wo er Mitarbeiter der jiddischen Zeitung *Morning Freiheit* wurde³, mit dem Kreis jüdischer Intellektueller aus Czernowitz (Alfred Margul Sperber, Rose Ausländer, Helios Hecht) in Kontakt kam, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden. Aber ebenso wie Sperber, Ausländer u.a. relativ schnell nach Europa zurückkehrten, geschah es auch mit Katz: 1922 ist er wieder in Wien. Er knüpft hier an seine studentischen Tätigkeiten bei sozialistischen Gruppen an, wird dann Mitglied der KPÖ. (Zusam-

men mit seiner Frau Bronia, die aus Kolomea in Galizien stammt, die er 1924 geheiratet hatte, verbringt Leo Katz das Jahr 1926 in Paris, kehrt aber nach Österreich zurück, als sein Sohn 1927 zur Welt kommt.) Bis 1930 ist die Familie Katz in Wien nachweisbar.

In dieser Zeit arbeitete Leo Katz an der KPÖ-Zeitung *Rote Fahne* mit, aber auch – und vor allem – an Publikationen in der Sowjetunion. Meist sind es jiddische Presseorgane, aber mitunter erscheint auch in der russischen, satirischen Zeitung *Ogonjok* ein Beitrag von Katz. 1930 übersiedelt Leo Katz mit seiner Familie nach Berlin, wo Frau Katz bei der sowjetischen Handelsvertretung eine Anstellung erhält, während ihr Mann bei der Zeitung der KPD *Rote Fahne* Feuilletonredakteur wird und unter verschiedenen Pseudonymen veröffentlicht (u.a. als „Maus“), dazu auch Propagandabroschüren verfaßt (eine über Bulgarien bringt ihn mit Georgi Dimitrow, den er schon in Wien kennengelernt hatte, in Verbindung).

Nach Hitlers Machtantritt muß Leo Katz fliehen. In Paris schreibt er für die jiddische Zeitung *Naie Presse*, die unter seiner Leitung eine Tageszeitung wird. Als Mitarbeiter des für den Waffeneinkauf zuständigen stellvertretenden Heeresministers des republikanischen Spaniens, Alejandro Otero, wird Leo Katz 1938 aus Frankreich ausgewiesen. Da ihn seine Waffenbesorgungen immer wieder nach Kanada, in die USA geführt hatten, erfolgt die Übersiedlung nach New York ohne größere Schwierigkeiten mit einem Besuchervisum. Bei Beantragung eines für eine Arbeitserlaubnis erforderlichen Einwanderungsvisums drohen Nachforschungen über die Tätigkeit von Leo Katz in den letzten fünf Jahren. Das Joint Antifascist Refugee Committee besorgt ein Einreisevisum für Mexiko, wo sich Leo Katz gemeinsam mit Bodo Uhse und André Simone (Otto Katz) bemüht, für deutsche Exilautoren, die vorläufig noch in Frankreich sind, die Einreiseerlaubnis nach Mexiko zu erlangen. Gertrude Duby und Rudolf Feistmann unterstützen diese Bemühungen.

1941 ist die Gruppe soweit angewachsen, daß eine kommunistische deutsche Parteigruppe gegründet wird, die von Leo Katz, André Simone und Rudolf Feistmann geleitet wird. Wolfgang Kießling, der Einzelheiten über die Tätigkeit dieser KPD-Gruppe vermittelt, teilt uns auch mit, wie Leo Katz und seine Genossen auf den Ausbruch des Krieges zwischen Deutschland und der Sowjetunion reagierten:

„Leo Katz, der Leiter der KPD-Gruppe, suchte noch am 22. Juni Miguel Velasco auf. Velasco, Mitglied des Politbüros der Mexikanischen Kommunistischen Partei, hielt die Verbindung zu den deutschen Kommunisten. Leo Katz fragte Velasco, inwieweit die deutsche Parteigruppe aktiv an der Propaganda für die SU teilnehmen könne. Er erklärte ihm, die deutschen Genossen seien zur Bildung eines Autorenkollektivs bereit. Sie würden Artikel gegen den Faschismus und für die Sowjetunion schreiben und in der mexikanischen Presse veröffentlichen. Diese Arbeit war umso notwendiger, da es seit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Mexiko und

der Sowjetunion im Jahre 1930 noch immer keine Wiederaufnahme dieser Beziehungen gab.“⁴

Bronia Katz verweist auf die Mitarbeit von Leo Katz an jiddischen Publikationen in Mexiko und in den USA. Ebenso sicher ist seine Mitarbeit an mexikanischen Presseorganen, wo Katz als Joel Amos publizierte. Auch bei der *Austria Libre* war Katz ständiger Mitarbeiter⁵ und die Bewegung „Freies Deutschland“ (Alemania libre) geht auch auf seine Initiative zurück. Das erklärte Ziel dieser am 29. Januar gegründeten politischen Organisation (Vorsitzender: Leo Renn) war der kompromißlose Kampf gegen Hitler. Schon seit 1941 gab es die Zeitschrift *Freies Deutschland*, doch die endgültige Festlegung der Mitglieder des Redaktionskomitees erfolgt Anfang 1942⁶. Nachdem Bruno Frei, Bodo Uhse und André Simone zusammen mit Rudolf Feistmann und Leo Katz die ersten Nummern der Zeitschrift redigiert hatten, wurde Alexander Abusch Chefredakteur. Bis zum Jahre 1945 war Leo Katz ständiger Mitarbeiter der Zeitschrift, die „einen Treffpunkt antifaschistischer Politiker, Schriftsteller, Wissenschaftler und Künstler unterschiedlicher politischer und weltanschaulicher Gesinnung bildete. Das einigende Band waren die Ideen des Antifaschismus und Humanismus“⁷. Das *Freie Deutschland* blieb nicht das einzige Publikationsorgan der „mexikanischen“ Exilautoren.

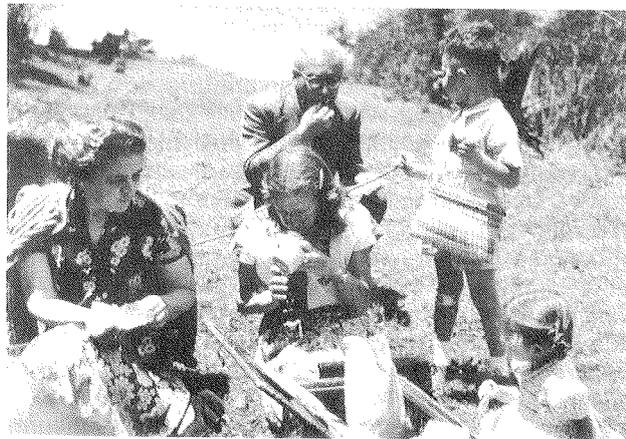
Am 10. Mai 1942 wurde die Gründung eines Verlags bekanntgegeben: „El libro libre“. Der langjährige Lektor des Rowohlt-Verlags, Dr. Paul Mayer, betreute die Reihe der insgesamt 26 Titel, die von 1942 bis 1946 in einer Auflagehöhe von 54 000 Exemplaren erschienen. Die erste Publikation des neuen Verlags war Egon Erwin Kischs *Marktplatz der Sensationen*. Lion Feuchtwanger, F.C. Weiskopf, Ludwig Renn, Anna Seghers waren weitere Autoren von „El libro libre“. Im Januar 1943 erschien hier die Erstausgabe des Romans *Das siebte Kreuz*, im November des gleichen Jahres Heinrich Manns *Lidice*, und als Nummer 13 wurden 1944 die *Totenjäger* von Leo Katz gedruckt. Sein Erstlingsroman, *Totenjäger*, der bis 1947 ins Jiddische und Spanische übertragen wurde, soll nach dem Roman *Seedtime*, einer Darstellung der Bauernkämpfe 1907 in Rumänien, an dessen erster Fassung *Brennende Dörfer* Katz in New York gearbeitet hatte, entstanden sein. Außer den *Totenjägern* steuerte Katz auch Beiträge zu dem Schwarzbuch von El libro libre bei, das 1943 den Hitler-Terror an den Pranger stellte.

Im Heine-Club in der mexikanischen Hauptstadt war Katz auch einmal Laiendarsteller in der Kisch-Dramatisierung *Der Fall des Generalstabschefs Redl*, wo auch Bodo Uhse, Bruno Frei, Anna Seghers, Lenka Reiner auftraten. Als 1946 die Heimkehr winkte, konnte Katz wegen eines Herzinfarkts nicht mit dem sowjetischen Schiff mitfahren, das andere Österreicher mitnahm. Später hatte Katz Pläne, die eine Übersiedlung nach Israel – auch aus gesundheitlichen Rücksichten – erwogen⁸. Ein Zwischenaufenthalt in Wien bringt die Entscheidung. Der Schriftsteller hat die österreichische Hauptstadt bis zu seinem

Ableben am 9. August 1954 nicht mehr verlassen.

Das bisher Gesagte ist schon fast alles, was uns heute über Leben und Werdegang von Leo Katz bekannt ist. In seiner Geburtsheimat, wo es noch ein nennenswertes deutschsprachiges Schrifttum gibt, ist Leo Katz ganz und gar unbekannt, obwohl seine beiden großen Romane *Totenjäger* und *Seedtime* (die deutsche Originalfassung ist verschollen) die Bukowina bzw. die Nordmoldau zum Schauplatz haben. In Deutschland und Österreich teilt Katz das Schicksal von so vielen Exilautoren: man zitiert sie in einschlägigen Lexika, in Länderdarstellungen im Überblick (so in Kießlings schon genanntem Buch). Eine Darstellung der schriftstellerischen Leistung unterbleibt jedoch in vielen Fällen, auch bei Leo Katz.

Natürlich sind auch oder gerade bei Leo Katz die Schwierigkeiten einer Werkdarstellung erheblich. Als engagierter Journalist hat Katz von 1920–1954 in sechs Ländern und in mindestens fünf Sprachen veröffentlicht. Sein erster Roman, *Seedtime*, erschien in englischer Sprache, in den USA, in Mexiko und Frankreich, in der SU erschienen jiddische Beiträge von Katz, in Österreich, Deutschland, in Mexiko deutsche Aufsätze, in der SU auch russische, in Mexiko auch spanische. Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß in Frankreich auch französische Artikel von Katz gedruckt wurden. Die Publikationen, an denen Katz mitarbeitete, waren Sprachrohre kommunistischer Ideologie, kurzfristige Presseorgane mit geringer Auflagenhöhe, die heute schwer erreichbar sind. Der häufige Ortswechsel, die illegale Tätigkeit von Leo Katz bedingen eine gewisse Diskontinuität menschlicher Beziehungen. Erstaunlich oft allerdings finden auf den verschiedenen Stationen der Emigration frühere Weggefährten wieder zusammen. Zunächst waren die Bindungen an die Geburtsheimat gelockert worden. In Wien war Katz hauptberuflich Mitarbeiter sowjetischer Zeitungen, in New York war er – zu Beginn seiner Laufbahn – an eine jiddische Zeitung geraten. In Berlin (1930–33) kam es zu Bekanntschaften, aber ebensowenig wie in Paris (1933–1938) zu dauerhaften Bindungen (Ale-



24.10.1948: Bronia Katz, Leo Katz, Jetta Ivalles mit ihren (?) Kindern Pedro und Eva bei der Straße nach Cuantla, Mexiko.

xander Abusch, Albert Norden, Bruno von Salomon waren hier Nachbarn, aber jeder hatte mit seinen eigenen Sorgen genug zu tun). Die USA sind eine noch kürzere Episode (in New York freundete man sich mit Ernst Bloch an), und einzig und allein Mexiko wird mit neun Aufenthaltsjahren so etwas wie eine Ruheperiode, die ein intensiveres Arbeiten ermöglicht, so daß die Entstehung der beiden Romane hier kaum Zufall ist. Mit Ludwig Renn, Bodo Uhse, André Simone gibt es sehr enge Bindungen, die aufhören, als die Genannten nach dem Krieg die DDR zum Wohnort wählen, was dem Österreicher Katz die Fortsetzung der menschlichen Beziehungen erschwerte, auch wenn er in der DDR publizierte (sein Kinderbuch *Tamar* erschiene 1952 im Berliner Kinderbuchverlag¹⁰, der Roman *Die Welt des Columbus* 1954 bei Rütten & Löning¹¹). Ernst Fischer ist das wohl bekannteste Beispiel dafür, wohin die Grenzziehungen führen können.

Die allgemeine Unsicherheit, das stets befristete Zusammenleben mit Gleichgesinnten und Freunden war für die Langzeitwirkung des Werkes von Leo Katz ungünstig. Auf seine Lebenseinstellung, auf die Verfolgung selbstgesteckter Ziele hat es sich ebenso wenig traumatisch ausgewirkt, wie der Verlust der Geburtsheimat. Für Leo Katz war auch der Untergang des Habsburger Reiches nicht die Katastrophe wie für Hofmannsthal oder Musil. Ihm bedeutete dieser Untergang kaum eine Einbuße, im Gegenteil. Katz nahm an, daß durch das Auftreten der souveränen Nachfolgestaaten, durch das im internationalen Rahmen gewährleistete Selbstbestimmungsrecht der Völker auch der eigentliche geschichtliche Auftrag Österreichs besser zur Geltung kommen könne: „Wien und mit ihm Österreich wurde das, was ihm seine geographische Lage zugewiesen hat, ein Bindeglied der Völker, ein Kulturvermittler zwischen Ost und West.“¹² Das war jedoch nur eine Möglichkeit. Die staatspolitische Wirklichkeit entsprach nicht immer den Wünschen von Leo Katz, die Vermittlerrolle der Republik Österreich war oft durch die machtpolitischen Auseinandersetzungen in Europa in Frage gestellt.

Mit seinen stets neu formulierten Bekenntnissen zu Österreich hat Leo Katz einen Festpunkt seiner persönlichen und schriftstellerischen Existenz zu erkennen gegeben. Die Anerkennung des Staates Österreich und die Würdigung der Rolle, die schon das Kaiserreich gespielt hatte, verbinden nationale Souveränität und europäische Verpflichtung miteinander. Das entspricht ungefähr dem Bild des Österreichers und Europäers, wie es Ernst Robert Curtius in seinem Hofmannsthal-Essay nachgezeichnet hat. Nur kommt Leo Katz aus einem „ehemals“ österreichischen Gebiet, einer Randzone der Monarchie, wo die mehrsprachige Kultur, das Verständnis für andere Gruppen ausgeprägter sein mußten, wo die ukrainischen (ruthenischen) Kleinbauern zahlenmäßig überwogen, der Notstand dieser Kleinbauern und Tagelöhner immer wieder zu sozialen Konflikten führte. Für diese Auseinandersetzungen eines vielschichtigen, agrarisch geprägten Milieus hat Leo

Katz von früh an Interesse gezeigt. Seine Tätigkeit in sozialistischen Jugendgruppen, in der kommunistischen Partei, mithin sein Eintreten für Sozialutopien ist durch seine Herkunft aus einer armen jüdischen Kleinbürgerfamilie mitbedingt, durch sein Aufwachsen am Rande bäuerlich-halbfeudaler Anachronismen. Außer der kulturpolitischen Zielsetzung, die einen konsequenten, grenzüberschreitenden Kulturaustausch anstrebte, ist die reformatorische Intention, der gesellschaftskritische Aspekt in den Schriften von Leo Katz immer feststellbar. Was Heine auf die Formel gebracht hat: „Nur wer im Exil gelebt hat, weiß auch, was Vaterlandsliebe ist. Vaterlandsliebe, mit all ihren süßen Schrecken und sehnsüchtigen Kümmernissen,“¹² gilt auch für Leo Katz. Nur war sein Vaterland das reale Österreich nach 1918 und das fast imaginäre Österreich-Ungarn vor 1918 und – im Geiste des österreichischen Europäertums – ein Europa u.a. von der Spree bis an die Seine. Für den Weltbürger Katz war schließlich der Bogen vom alten Rom bis zu Karl Renner, von Mexiko bis Moskau gespannt.

Er lebte in und für die Geschichte. Er trug in sich Spannungen aus und versuchte Antworten auf ältere und neuere Fragen zu finden. Und er gab sich selbst Halt, wenn er kategorische Antworten formulierte, die Zweifel übertönen konnten und eine Gewißheit und Sicherheit zu verbürgen schienen. Selbstverständlich war er trotz der Gemeinschaftsideale und -utopien oft einsam. Selbstverständlich wurde er nur zum Teil verstanden. Was wichtig war und bleibt: Leo Katz hat sich durch persönliche Entbehrungen, durch materielle, familiäre, politische Nöte nicht von dem einmal gewählten Kurs abbringen lassen. Diese Konsequenz ist nie belohnt worden, aber sie ist es wert, beachtet und geachtet zu werden.

Als Journalist war Leo Katz unbeugsam. Seine Aufsätze sind immer wieder Anklageschriften gegen vermutete oder reale Mißstände. Sie sind angelehnt an marxistische Denkmuster über den Klassenkampf und über den geschichtlichen Fortschritt mit dem Ziel, eine klassenlose Gesellschaftsform zu erreichen. Auch den „importierten“ Fortschritt zweifelt Katz nie an. Ihm erscheint es ein Triumph der Geschichte zu sein, daß gerade die Rote Armee die Länder Ost- und Südosteuropas vom Faschismus befreit. Denn im „neuen Europa gibt es keinen Platz mehr für Schatten der Vergangenheit, für Feudalgrafen und Habsburgs Thronstützen. Diese Mission der Befreiung des Donaubeckens spielt jetzt ... die russische Armee im Verein mit den Enkeln derer, die in den Jahren 1848–1849 von Habsburg niedergeschlagen wurden.“¹⁴ Verbindungslinien von 1848 zur Gegenwart sollen immer aufs Neue die positive Wendung der neuen Zeit erkennen lassen, die im Zeichen einer durch die Existenz der Sowjetunion verbürgten Aktualität der Weltrevolution steht. Daß die sowjetische Ideologie Pate steht, wenn Katz solche Feststellungen äußert, wenn er in dem einzigen sozialistischen Staat, der SU, den Beglückter der Menschheit zu entdecken glaubt, ist leicht anzunehmen. Allerdings war es Katz nicht gegeben, wie Ver-

treten der Linken aus Frankreich (Breton, Aragon, Rolland, wie Panait Istrati) an Ort und Stelle die Distanz der Theorie von der sowjetischen Wirklichkeit zu ermessen. Und so schien ihm aus dem Exil Rußland als die einzige Verheißung für jeden aufrechten Antifaschisten. Katz' Reaktionen zum Hitler-Stalin-Pakt sind nicht bekannt. Ebenso wie seine KPD-Freunde dürfte er jedoch auf Disziplin und Hoffnung gesetzt haben. Sonst hätte er nicht in seinen publizistischen Versuchen immer wieder das sowjetische Modell herausgestellt. Sonst hätte er die Hintergründe sowjetischer Interventionen von Polen und Finnland bis in die baltischen Staaten erkannt und nicht in einer Zukunftsprognose den viel später entstandenen Warschauer Pakt begrüßt: „Das neue Polen wird im Bunde mit der Sowjetunion und der Tschechoslowakei ein wichtiger Faktor der Sicherheit in Ost- und Mitteleuropa werden, ein Teil jenes Sicherheitssystems gegen ein Wiederaufleben des deutschen Imperialismus.“¹⁵

Für uns bleibt festzuhalten, daß der Journalist Katz als Spezialist für osteuropäische und südosteuropäische Fragen galt. So ist es kein Wunder, wenn er die politischen Artikel über die Staaten des östlichen Teiles von Europa beisteuert und sein breitgefächertes Wissen selektiv verwendet, um Geschichtstherapie zu betreiben, die Zukunftsperspektiven nach vorgeschriebenem Maß zu fertigen. Als Historiker weiß Katz ganz genau, daß ähnliche Voraussetzungen nicht immer zu gleichen Resultaten führen müssen. Die Chancen für ein freies, demokratisches Österreich waren schon 1918 gegeben, nicht erst 1945 – Unkenntnis und Angst vor Entscheidungen verhindern oft adäquate Verhaltensweisen. Wenn etwa der General von Beck 1938 Anhänger gefunden hätte, wenn Österreich sich der militärischen Besetzung widersetzt hätte, wäre – nach der Meinung von Katz – Europa sehr viel Leid erspart geblieben. Damit aber historische Chancen im richtigen Augenblick wahrgenommen werden, ist es notwendig, Aufklärungsarbeit zu leisten. Dies soll die Aufgabe der Presse sein. Wenn der Journalist dabei subjektive Erkenntnisse und Erfahrungen verallgemeinert, dann ist das sein gutes Recht. Aufgrund des eingesetzten Tatsachenmaterials können seine Aussagen vom Leser kritisch überprüft werden. Mit Hilfe von Korrekturen am traditionellen Geschichtsbild soll die Distanzierung vom aktuellen Zeit- und Handlungsfluß erleichtert, ein bewußtes Gestalten von Zeitgeschichte ermöglicht werden.

Wie schon erwähnt, sind dabei die Denkansätze von Katz oft der Parteiideologie und den damit verbundenen Klischeevorstellungen verpflichtet. Das gilt sowohl in Bezug auf die Unfehlbarkeit der Sowjetunion, als auch auf den Klassenkampf, durch den automatisch ein vierter Stand auf die Siegerstraße geführt werden soll. Oft verwendet Katz bewußt Karikaturen, um sein Plädoyer auffällender zu gestalten, die gegnerischen Positionen leichter zu bekämpfen. Dazu auch die folgende Motivation: „Die Menschen sind stets geneigt, ihre eigene Zeit entweder zu überschätzen oder zu unterschätzen. Aber ich

glaube, daß die Ereignisse unserer Zeit an Grauen alles übertreffen, das je die Menschheit heimgesucht hat. Und gerade in der Karikatur vermag das Bild unserer Zeit im wahren Lichte dargestellt zu werden. Denn wer besitzt die Kraft, das, was wirklich ist, wirklich darzustellen.“¹⁷ Die extreme Polarisierung von Gegensätzen auf allen Ebenen subjektiver und gesellschaftlicher Existenz läßt dem Darstellenden keine Wahl. Er entscheidet sich für eine Seite, akzeptiert darstellerische Hypertrophien, Überdeutungen, Zuspitzungen. Ein objektives Tatsachenmaterial wird in subjektive Wunschkonstellationen eingebaut; der Bezug auf Gruppeninteressen wird als Beglaubigung für sogenannte „historische Notwendigkeiten“ ins Treffen geführt.

Dem kämpferischen Kommentator, der in Tagespublikationen Persönliches in das Baukastensystem einer Ideologie einordnet, steht der Erzähler gegenüber, in dessen Werk Tendenzdichtung zwar nachzuweisen ist, der jedoch durch die komplexe Vielschichtigkeit des Werkaufbaus Eindeutigkeit und Einseitigkeit zu umgehen vermag.

Das trifft nicht auf alle Bücher von Leo Katz zu. Alle nach 1946 geschriebenen Romane und Erzählungen sammeln und sichten Fakten aus der älteren oder neueren europäischen Geschichte. Sie entsprechen der – durch die Trennung vom Mutterland motivierten – Hinwendung der deutschen Exilautoren zum Historischen (u.a. zum historischen Roman). Dieser historische Roman wird von Katz als Vehikel eines Geschichtsoptimismus verwendet, wobei immer wieder die Gewißheit eines Erfolges der sogenannten fortschrittlichen Kräfte betont wird. Das muß nicht unbedingt dem wahren Sachverlauf entsprechen, das kann durch die willkürliche Perspektiveneinschränkung auf Aspekte des Hoffnungsvollen erreicht werden. Der Grundsatz ist die Erstellung einer „Optimistischen Tragödie“ (Wischnjewski), der selbst beim Scheitern der sozialen Reformbestrebungen zeichenhaft die Zukunftsträchtigkeit der Besiegten herausstellt.

Bei Leo Katz geschieht dies am offensichtlichsten in seinem Buch über den Spartakus-Aufstand im alten Rom, der aus der Sicht eines Kindes gesehen wird. Dabei erscheinen Hintergründe des Scheiterns in einer sehr naiven Deutung (die Seeräuber, die nicht rechtzeitig Schiffe für die Aufständischen bereitstellen, erscheinen als Ursache für die Niederlage). Auch wird auf Sizilien, wo es noch „Freie“ gibt, der Kampf weitergeführt. Von einem Resignieren und einem endgültigen Ende ist nicht die Rede. Die Suggestion des Symbolischen, die in ähnlicher Perspektive schon bei Anna Seghers im *Aufstand der Fischer von St. Barbara* und dem Schlußbild ausstrahlt, ist ein wichtiger Wirkungsfaktor der Darstellung. Daß nicht Spartakus, sondern ein jüdisches Mädchen zur Hauptgestalt wird, gehört mit zu der oft vertretenen Absicht von Katz, die anonymen Kräfte der Massenbewegungen zu entdecken, die Geschichtslosen als treibende Kraft darzustellen. Natürlich geht es ihm ebenso sehr darum, die entrechteten Juden schon in der frühen europäischen Geschichte zu rehabilitie-

ren, die revolutionäre Tradition der kleinen jüdischen Gruppen zu unterstreichen.

Daß nicht der einzelne epochenbestimmend ist, versucht Katz in dem Roman *Die Welt des Columbus* (1954) klarzustellen. Columbus wird durch das historische Milieu geprägt, in dem er aufwächst. Der historische Roman aus dem Zeitalter der anbrechenden spanischen Inquisition, deren unheilige Hintergründe von Katz klar erkannt und präsentiert werden, vermag durch seine Aktualitätsbezüge ebenso wie Heinrich Manns *Henri Quatre* ein politischer Zeitroman zu werden. Die Machtkämpfe, die auch die Entdeckungsfahrten veranlassen, der Alltag der niederen gesellschaftlichen Schichten, die Verquickung von Privat- und Staatsinteressen, die Intoleranz gegenüber den „Conversos“ werden von Katz nüchtern und chronikartig erfaßt.

Über dieselbe Epoche hatte Katz schon in seinem Essay *Kirche, Moschee und Synagoge in Spanien* Ähnliches festgestellt: daß im Kalifat Cordoba die Toleranz und die Gleichheit der Menschen respektiert wurden, daß danach – durch die heuchlerische Politik der katholischen Kirche alle Grundfesten einer menschenwürdigen, friedlichen Koexistenz lädiert wurden. Die Hinweise auf die Judenverfolgungen der Gegenwart, auf die Verantwortung der Kirche für viele Formen von Fanatismen, die ein Zusammenleben stören oder in Frage stellen: sie sind in den historischen Kern des Romans sehr effektiv integriert.

Aktualitätsbezüge, die Selektion des Faktenmaterials zu vorbestimmten Demonstrationzwecken können auch in den beiden persönlichsten Romanen von Leo Katz vermerkt werden: *Seedtime* (1946) und *Totenjäger* (1944). In beiden ist der Schauplatz in der Bukowina Katz seit seiner Kindheit bekannt und vertraut. Der Roman *Seedtime* versucht die Ereignisse des Jahres 1907 im rumänischen Altreich und ihr Hinüberwirken in die Bukowina zu ermitteln (Fazit der Bauernunruhen: 11 000 Tote). Da Sereth, die Geburtsstadt von Katz nur an der Peripherie der Ereignisse lag, illustriert der Roman in erster Linie die Vorstellungen über Massenerhebungen, wie sie im ideologischen Arsenal Moskaus vorhanden waren. Ein Eingehen auf die sozialen Hintergründe, wie dies bei dem bekannten rumänischen Romancier Liviu Rebreanu (in seinem Werk *Der Aufstand*, Rascoala) der Fall ist oder in dem Roman von Gh.Gh. Atanasiu über eine Bauernerhebung 1918, gelingt nicht immer, weil die Dokumentation von Katz zu dem gewählten Thema unzulänglich ist. Aber sowohl die Massenszenen, als auch die Freizügigkeit im Umgang mit dem Erzählmaterial sind schon aus dem Roman *Totenjäger* bekannt.

Die *Totenjäger* stehen von Beginn an in einer literarischen Tradition, die sich im Exil herausbildete und später vom sog. sozialistischen Realismus weitergeführt wurde. Über den Roman von Katz schrieb Ludwig Renn seinerzeit: „Es sind wirkliche Menschen, die das Buch bevölkern. Während wir lesen und das fremde Geschehen unser eigenes wird, entsteht ein Bild unserer Zeit, nicht nur der scheußli-

chen, auch der mutigen, neuen. Mit diesem Buch erhebt sich Leo Katz, der uns bisher als Roman-Schriftsteller unbekannt war, zu einem großen Erzähler.“¹⁸ Und Else Volk äußert sich über den gleichen Roman wie folgt: „... man liest es einmal und öfters und ist ergriffen, erschüttert, begeistert und muß oft über den feinen Humor lächeln, den der gütige, verstehende Autor sich bewahrt hat. Wir haben wirkliche Menschen vor uns. Sie sind nicht erfunden, nicht konstruiert. Sie sind selbstverständlich im Guten wie im Bösen.“¹⁹ Die volle Zustimmung seiner Exilgenossen ist Katz gewiß. Sie beruht allerdings zum Teil auf einem Mißverständnis: die *Totenjäger* sind nämlich keinesfalls nur „ein Bild unserer Zeit“, sie lassen nicht immer und ausschließlich „wirkliche Menschen“ vor uns hintreten. Was aber natürlich zutrifft, die *Totenjäger* von Katz treten den Büchern von Ernst Sommer (*Revolte der Heiligen*, Thema: der Aufstand im Warschauer Ghetto), F.C. Weiskopf (*Vor einem neuen Tag*, Thema: Aufstand der Tschechen gegen den Faschismus) und auch von Anna Seghers (*Das siebte Kreuz*) gleichgesinnt an die Seite. In allen diesen Fällen werden als Grundvoraussetzung die Lebenserfahrung und die Kenntnisse der jeweiligen Autoren über ihre Geburtsheimat mit dem Motiv von der „Kraft der Schwachen“ verbunden. Die sowjetische These von der Volksfront, die alle gesellschaftlichen Schichten zu vereinen hat, damit dem Faschismus Einhalt geboten werden kann, wird in allen genannten Büchern vertreten. Schließlich wird in den angeführten Exempeln von realen oder fiktiven Einzelerfolgen auf den endgültigen Sieg der Antifaschisten geschlossen. Es ist keinesfalls Zufall, wenn Ludwig Renn in seiner Besprechung der *Totenjäger* feststellt: „Das Buch von Leo Katz ist trotz seiner ungeheuren Spannungen kein Kriminalroman. Es gehört nicht zu den Geschichten, die lediglich ein Sensationsbedürfnis befriedigen, sondern wir leiden und freuen uns mit den Menschen!“²⁰ Denn ein guter Teil des Romans von Katz verwendet die Technik des Kriminalromans ebenso wie dies Anna Seghers in *Das siebte Kreuz* getan hatte. Schuldige sollen gefunden werden, Ermittlungen und Verfolgungen sollen dabei helfen. Aber sowohl bei Leo Katz, als auch bei Anna Seghers haben wir es mit Kriminalgeschichten mit umgekehrten Vorzeichen zu tun: die Verfolger sind nicht die Vertreter des Rechts und der Ordnung, die Verfolgten sind keine Verbrecher, sondern Opfer. Und der Romanschluß, der durch eine solche Umfunktionierung veranlaßt wird, hat keine Verhaftung im Auge, sondern ein Entkommen, eine Befreiung aus den Zwängen eines Terrorsystems, dem nur noch „kriminalistisch“ beizukommen ist.

Spannung ist ein wichtiges Kennzeichen des zweiten Teils der *Totenjäger*. Insgesamt ist das Romanganze allerdings vielschichtiger. Wirklichkeit und Möglichkeit sind zwei Alternativen, die sich anbieten. Dazwischen liegt die Interferenzzone, in welcher – wie im alten Motiv des Lebens als Traum – ein Schwebezustand erreicht ist, in dem real und unreal nicht voneinander getrennt werden können. Tatsächlich war es eine Absicht des Romans,

aktuelle Wirklichkeit zu erfassen. Dabei waren die Informationsgrundlagen des Autors jedoch unzulänglich und entstammten vorwiegend sowjetischen Quellen, die ihrerseits schon ein sehr ausgeprägtes Wunschdenken propagierten. Das gilt z.B. für die Beschönigung der Okkupation Bessarabiens und der Nordbukowina durch sowjetische Truppen nach einem Ultimatum im Jahre 1940. Nicht nur, daß sich hier die Bauern nicht begeistert zu Kolchosen zusammengefunden haben, daß sie 1941 nicht den Russen folgten und ihre eigentliche Heimat verließen. Tatsache ist, daß nach der russischen Besetzung Rumänen, Ukrainer, Juden nach Sibirien deportiert wurden, daß Übergriffe an der Tagesordnung standen, daß die russische Sprache die rumänische (von den Russen und von Katz „moldawisch“ genannt) verdrängte. Dieses Vorbild hätte die Rumänen in den angrenzenden Gebieten sicher nicht zu Sympathiekundgebungen, zu einer Zusammenarbeit mit den Besatzern gebracht, wie dies Katz wissen will. Einzig und allein die Deutschen in den besetzten Gebieten blieben von der Drangsalierung ausgeschlossen. Durch eine Übereinkunft Hitler-Stalin durften sie geschlossen „heim ins Reich“ überführt werden. Dasselbe geschah im November 1940 mit ihren Landsleuten in der bei Rumänien verbliebenen Südbukowina: in den *Totenjägern* spielen so Deutsche eine große Rolle, die nach 1940 nicht mehr in Rumänien waren!

Die Übernahme sowjetischer Informationen (bzw. Desinformationen) in dem Roman von Katz legt es nahe, daß hier die Wirklichkeitserfassung von vorneherein unvollständig sein muß. Allerdings sind dem Romancier einige Dinge vertraut: die Landschaft um Sereth, die Menschen mit ihren unterschiedlichen Lebensgewohnheiten und ihrem vielfältigen Brauchtum. So ergibt sich – vor allem im situationsbezogenen expositiven Teil des Romans – stellenweise ein sehr abgestuftes Bild einer österreichischen Kleinstadt mit ihren Glanzlichtern und ihren Schattenseiten. Vor allem die Typenreihe der Stadtoriginalen ist beachtlich. Hervorstechend die Schwankgestalt des ehemals k. und k. Briefträgers Justfan, dessen unfreiwilliger Humor Mittel und Ziele der faschistischen Propaganda der Lächerlichkeit preisgibt. Trotz der pittoresken und spannungsreichen Wohn- und Lebensgemeinschaft, in der Korruption, Betrug und Heuchelei zu Hause sind, gibt es immer wieder gelöste Heiterkeit, eine bunte Mischung von Lebensansätzen, immer wieder gibt es das Verständnis von Du zu Du. Insgesamt rundet sich alles ab zu einem Bild einer zufriedenen, heilen, wenn auch anspruchslosen, oft banalen Alltagswelt. Der Einbruch des Fremden, Gefährlichen erfolgt abrupt. Der rumänische Präfekt Barbarescu kann zu Beginn noch assimiliert und ertragen werden. Die SS-Leute Zimmerle, Kruhle, von Raubnitz sind jedoch so sehr auf die Befriedigung niedriger Instinkte eingestellt, auf die Mißachtung und Demütigung der ihnen fremden Welt, daß eine Verständigung nicht möglich ist. Der Kampf auf Biegen und Brechen beginnt. Rassenhaß, Denunziationen, Neid und Verleumdungen grassieren. Die

Fremden werden Henker, und es scheint nur folgerichtig, wenn zuletzt eine gerechte Strafe, bzw. Volkszorn und Sowjetgerichtsbarkeit diese Feinde ausrotten. Leo Katz motiviert sehr eindrucksvoll das: „Die Wind säen, werden Sturm ernten.“ Die rumänischen Nationalisten treten zuletzt gegen die Deutschen an, weil diese ihren Nationalstolz dauernd verletzt haben. Die Bauern wehren sich gegen die unmenschliche Ausbeutung im Namen der Kriegsziele. Die Juden werden zu Partisanen, weil man sie allesamt ausrotten will. Und auch die übrigen Bevölkerungsschichten erhalten nach und nach Gründe genug dafür, daß sie sich den Eindringlingen widersetzen. Weil der Faschismus der Feind aller Menschen ist, werden von Katz alle Massen aktiviert, und mit der Vernichtung der Faschisten endet der Roman. Die brennende Stadt Sereth evoziert die Apokalypse des Terrors und der Unmenschlichkeit. Für die Beteiligten ist das Flammenmeer ein Fanal des anbrechenden Sieges und verweist über die Einzelaktion der Partisanengruppe vom Pruth hinaus.

Aus dem Dargelegten war schon ersichtlich, wie das ursprünglich harmonische Bild der Stadt Sereth durch eine handlungsbetonte, dramatische Auseinandersetzung zwischen weltpolitisch relevanten Kräften ersetzt wird. Dabei wird die Utopie eines Volkskampfes gegen den Faschismus gestaltet und der Gedanke angesprochen, daß gemeinsames Handeln dazu führen kann, eine Gesellschaftsordnung zu schaffen, in welcher das allgemeine Wohl respektiert wird. Für Katz war dies die sozialistische Gesellschaftsform. Die Kontinuität von einer Gegenwart, in der zahlreiche krasse Gegensätze aufklaffen, zu einer „gegenwärtigen“ Zukunft, zu einer Sozialutopie wird möglich durch eine Erinnerungsschicht, die für den Erzähler Katz zum Teil selberlebte Wirklichkeit bedeutete. Die Gegenwart von Sereth, in der deutsche und rumänische Faschisten ihre Machtkämpfe



austragen, in der Mord und Haß gegen Menschlichkeit und Liebe stehen, ist durchsetzt von Elementen eines existentiellen und gesellschaftlichen Substrats. Es handelt sich dabei um die österreichische Vergangenheit des Städtchens.

Ihre Stabilität liegt begründet in ihrer Naturhaftigkeit, in ihrer Übereinstimmung mit Notwendigkeiten und Wünschen von einzelnen. Das ist ein Daseinsrahmen, in dem sich Wirkliches und Mögliches kaum voneinander abheben läßt. Vergangenheitsutopie und greifbar Wirkliches überschneiden sich. Gerade in diesem Spannungsbereich aber, der nie das Reale zum Dogma, zum Unverrückbaren sich festfahren läßt, liegt die Chance, jede konkrete Situation zu bewältigen. Fanatismus und jede andere Form von Extremismus wird in diesem Rahmen auf die Dauer undenkbar. Subversive Humanität könnte man diesen Zustand nennen. Er ist es, der dazu führt, daß in diesem Roman eine „Auferstehung“ kommen kann. „Auferstehung“ sollte dieser Roman von Leo Katz ursprünglich heißen²¹, und damit wäre seine Abwendung von Sensationellem schon benannt gewesen. Denn nach der Hölle des Terrors und nach dem Fegfeuer der brennenden Stadt Sereth und des Krieges ist einer „Auferstehung“ Tür und Tor geöffnet. Die Zukunft – auch wenn sie sich sozialistisch nennen will – ist dabei eine Rückkehr zur Vergangenheit. Ein Österreich am Pruth, das alle Schlacken älterer Versäumnisse beseitigt hat, eine reale und doch auch möglich-unmögliche Perspektive bietet Leo Katz an.

Liebe zur Geburtsheimat, zu Österreich, zu einer europäischen Tradition mit ihrem geläuterten Humanismus sind in diesem Roman ebenso vorhanden wie stellenweise Unduldsamkeit, Klischeeabhängigkeit, literarische und weltanschauliche Konventionalität. Die Vielfalt, die ausufern kann, ist tatsächlich nicht nur eine Qualität, aber sie veranlaßt auch die Vieldeutigkeit des Geschehens, der Wirklichkeit, die produktive Kraft der Skepsis, des Konjunktivischen. Und ist denn das Suchen vom Vordergründigen weg zu tieferen Zusammenhängen nur einfach ein kriminalistisches Recherchieren, wie es manchmal zu sein scheint? Sicher, ohne den Hinweis auf Kriminelles, ohne kriminalistische Eindringlichkeit, würde sich vieles einfacher und unwirklicher darstellen. Würde die aus den Fugen geratene Zeit schwer, wenn gar noch verständlich sein. Aber ist es – so wie es uns das Möglichkeitenangebot nahelegt, an den Mann ohne Eigenschaften zu denken – nicht ebenso glaubhaft, daß der erzählende Detektiv mit seinen Nachforschungen der wachsenden Entfremdung auf der Spur ist, die nur durch Aufdeckung des Miß-Verständlichen behoben werden kann? Es ist eine andere Frage, ob dabei jedes Mittel recht ist, ob man den Haß mit Haß entgelten soll, die Zerstörung durch Zerstörung. Aber das führt uns wieder zu autoreigenen Klischees. Und die sind von geringerer Bedeutung als die Tatsache, daß Entdeckungen wirklich eine Auferstehung veranlassen können.

Leo Katz hat mit seinem Roman nicht bloß ein regionales Geschehen konzipiert, das den Anspruch

erhebt, gesellschaftspolitische Normen vorzuprägen, zeitgeschichtliche Akzente zu setzen. Katz hat aus den Elementen einer bekannten und einer vermuteten Realität ein Modell für gemeinschaftliches Handeln geschaffen, hat die Möglichkeiten von gestern und heute als Wirklichkeiten von morgen dargestellt und auf dem Recht des auch Anders-Möglichen, des Anders-Wirklichen bestanden. Die Freiheit subjektiver Geschichtsgestaltung und Geschichtsrezeption wird durch den Roman *Totenjäger* nahegelegt. Wenn dabei noch soviel anderes mitschwingt: das unendliche Leid, das durch Machtdenken und Hegemonievorstellungen verursacht wurde, die therapeutische Wirkung der Erinnerung, die kathartische Wiederholung des Vergangenen aber menschlich Gegenwärtigen, die Aufwertung des Geringfügigen und Namenlosen (die Provinz Sereth, die vielen Kämpfer und Opfer), dann führt das dazu, daß die Aktualität dieses Buches und des Gesamtwerks von Leo Katz doch vermutlich bleibt. Umso notwendiger wäre es denn auch, die „Auferstehung“ des Schriftstellers Leo Katz zu veranlassen, ihn nicht weiterhin irgendwo in der Vergessenheit ruhen zu lassen.

Anmerkungen:

- 1 Edition Christian Brandstätter, Wien. München, 1984, S. 7.
- 2 Siehe dazu: „Enciclopedia Romaneii“, Bucuresti, 1938, S. 358.
- 3 Siehe vor allem das Interview von Dr. Konstantin Kaiser mit Bronia Katz, Wien, 19. 10. 1984, S. 10.
- 4 Wolfgang Kießling „Exil in Lateinamerika“, Leipzig: Reclam, 1978, S. 253.
- 5 Vor allem in den Jahren 1944–1946.
- 6 Kießling, s. oben, S. 293.
- 7 Idem, S. 296.
- 8 Siehe dazu: Dr. Konstantin Kaisers Interview mit Bronia Katz, Wien, 15. 11. 1984, S. 18 ff.
- 9 Bronia Katz erwähnt Besuche von Leo Katz in Sereth in der Zeit seines Aufenthaltes in Wien.
- 10 1957 kommt es zu einer Zweitaufgabe: „Für Leser von etwa 11 Jahren an.“
- 11 Auch andere deutsche Autoren vergaben Erstrechte an DDR-Verlage. So erschien auch Alfred Döblins Roman „Hamlet oder die lange Nacht nimmt ein Ende“ 1957 zuerst in Ostberlin. Ob Katz mit seinem „Kolumbus“-Buch auf die DDR-Rezeption des Kolumbus-Stoffes eingewirkt hat (u.a. das Kolumbus-Drama von Peter Hacks, 1955), müßte untersucht werden.
- 12 Leo Katz „Von der Ostmark zu Österreich“, in: „Austria Libre“, II (10), Oktober 1944, S. 4.
- 13 Leo Katz „Antisemitismus als Stimmungsbarometer“, in: „Alemania Libre“ I (1942), Nr. 3, S. 14.
- 14 Leo Katz „Die Russen in Ungarn (1849–1944). Eine historische Erinnerung“, in: „Austria Libre“, II (11), November 1944, S. 5.
- 15 Leo Katz „Polen und Österreich“, in: „Austria Libre“, III (2), Februar 1945, S. 5.
- 16 Leo Katz „Da hat es begonnen . . .“, in: „Austria Libre“, III (8), August 1944, S. 4.
- 17 Leo Katz „Zum Erscheinen der ‚Miesmacher‘“, in: „Austria Libre“, II (9), September 1944, S. 6.
- 18 Ludwig Renn „Nazis, Juden und Partisanen am Fluß Sereth“, in „Alemania Libre“, Mexiko, III (1944), Nr. 2, S. 29.
- 19 E. Volk in: „Austria Libre“, Mexiko, 1944, 4, S. 4 (nach: W. Kießling „Exil in Lateinamerika“, Leipzig, 1978).
- 20 Ludwig Renn, s. oben, S. 29.
- 21 Ein Fragment des Romans erschien als Vorabdruck in „Alemania Libre“ („Johannes der Täufer“, „Alemania Libre“, II/1943, Nr. 6, S. 15/16). Es handelt sich um die Szene im jüdischen Tempel, der von Carol Barbarescu in ein Freudenhaus umgewandelt wurde, wo der alte Jude Jossel Schames als „Johannes der Täufer“ auftritt.

Karl Markus Gauß VERSUCH ÜBER MARTINA WIED

„Denn es hat doch einmal eine Gesellschaftsordnung gegeben, die unserer erträumten und ersehnten sehr nahe kam, die, wie nur die platonische, ebenfalls in der Idee wurzelte, nur daß sie sich nicht auf einen kleinen Stadtstaat beschränkte, sondern ganz Europa umspannte ... Erst der wurzeltiefe Bruch mit dem Geist des Mittelalters hat die weite Kluft zwischen jenen, die gelehrter Erziehung teilhaftig wurden, und dem übrigen Volk aufgerissen.

Vorher aber wußte jeder, wohin er gehörte, gutwillig beschied er sich mit seinen Grenzen, da er doch tun durfte, wozu er taugte.“¹

Nach langen Jahren eines in großer Isolierung hingebachten Exils war die Wiener Schriftstellerin Martina Wied zuletzt doch bei der Verklärung des Mittelalters angekommen, bei einer Verklärung, zu der sie sich, fast möchte man sagen: nur schweren Herzens bereitgefunden hatte. Nun also, gegen Ende des Zweiten Weltkrieges, als die Welt, aus der sie kam und für die sie schrieb, in Trümmern lag, hatte sie sich doch noch darein geschickt, einen grotesk idealisierten mittelalterlichen Ständestaat als die gleichsam natürliche menschliche Ordnung zu preisen. *Das Krähenest. Begebnisse auf verschiedenen Ebenen* ist der 1944 begonnene und 1948 fertiggestellte Roman überschrieben, in dem Martina Wied ihre aus intimer Nähe gezeichnete Heldin, die französische Emigrantin Madelaine de la Tour, dieses im verklärenden Licht von Humanität und Harmonie aufstrahlende Bild des Mittelalters entwerfen ließ.

Derlei ist zumal in der österreichischen Literatur ja hundertfach gefordert und von den Literaturpolizisten des österreichischen Ständestaates bekanntlich auch gefördert worden. Aber Martina Wied war keine Sängerin des Allerchristlichsten Ständestaates gewesen, keineswegs: auf dessen ureigenem Terrain, dem „Heimatroman“, war sie ihm 1936 mit ihrem ländlichen Epos *Rauch über Sankt Florian* entgegengetreten, und auch sonst hatte Martina Wied dem österreichischen Klerikalfaschismus, der das Auseinanderbrechen der bürgerlichen Gesellschaft mit dem Korsett des Ständestaates, der Zwangsjacke des institutionalisierten Mittelalters bändigen wollte, mit keinem Wort gehuldigt. Nein, Martina Wied zählte nicht zu den aus hitziger Überzeugung oder kühler Berechnung für den Ständestaat schreibenden Hinz und Kunz, Henz und Grengg. Das ganze – höchst respektable – Romanwerk der literarisch universell gebildeten Wied war ein einziger großer Versuch gewesen, die Krankheiten der bürgerlichen Epoche zu diagnostizieren und nach Wegen der Heilung für das als krank – als sterbenskrank und mörderisch krank – befundene Bürgertum zu suchen. Daß sie sich zuletzt aus dem kalten Haus der Börse zurück in die Kathedrale des Mittelalters sehnte: es ist dies nur einer von mehreren Wegen, die sie erprobte – und auch wieder verwarf.

Der erste literarisch bedeutsame Roman Martina Wieds erschien 1934 fortsetzungsweise in der „Wiener Zeitung“: *Das Asyl zum obdachlosen Geist* – das

erst 1950 in Buchform veröffentlicht wurde, und da mit dem weniger aussagekräftigen, nach der Hauptfigur benannten Titel *Kellingrath* – unternimmt es mit viel Kunstverstand, die menschliche Problematik des österreichischen Bürgertums um die Jahrhundertwende an einem exklusiven Ort der Verbannung einzufangen: im Irrenhaus.

Das Asyl zum obdachlosen Geist ist ein heute völlig unbekanntes, eigenwilliges Werk – selbst in einem neueren Sonderband zur österreichischen Literatur der 30er Jahre wird es so wenig erwähnt wie seine Verfasserin, die doch eine bedeutende Gestalterin der österreichischen Literatur dieser Jahre war.² Wohl nicht zu Unrecht hat Hans Heinz Hahn! an ihrem Fall jenes eingeschränkte Interesse insbesondere der neueren österreichischen Germanistik kritisiert, die sich fast ausschließlich nur mehr mit den vielen Nazis und der Handvoll revolutionärer Sozialisten der österreichischen Literatur beschäftigt³ (von den paar „großen“ Namen, die den ewigen Kanon bilden, einmal abgesehen). So haben sich tatsächlich längst einige neue Spezialisten etabliert, die sich bevorzugt mit schlechten Schriftstellern auseinandersetzen, weil diesen etwa ihr rascher Pferdewechsel vom österreichischen Patriotismus des Ständestaates zum Lobpreis der großdeutschen Ordnung besonders deutlich nachgewiesen werden kann. Eine konservative Humanistin und gute Schriftstellerin wie Martina Wied – ein ähnlicher Fall ist Oskar Jellinek⁴ – gerät da völlig außer Blick, gerade weil sie sich nicht kompromittiert und andererseits freilich auch nicht zur sozialistischen Antifaschistin entwickelt hat!

Als ein Roman, der anspielungsreich mit Werk und Leben des dänischen Philosophen Sören Kierkegaard spielt – der internierte Held des Romans bringt seine Tage im Irrenhaus mit der ersten deutschen Übersetzung von „Entweder-Oder“ zu –, ist *Das Asyl zum obdachlosen Geist* zugleich einer der ersten „existentialistischen Romane“ in deutscher Sprache. Flucht und Verbannung, das erzwungene Exil und der selbstgewählte Rückzug in das Irrenhaus –: Martina Wied sollte zu bestimmten Grundsituationen von Verfolgung und Flucht literarisch immer wieder zurückkehren. Das „Bürgerliche“ ist ihr, die aus dem Wiener Großbürgertum und einer Familie stammte, in der die geistigen Größen aus den letzten Jahrzehnten der Monarchie verkehrten, das „Bürgerliche“ ist Martina Wied von ihren ersten Werken an eine vorwiegend negativ bestimmte Kategorie. Der Ich-Erzähler, ein Arzt, der sich gleichsam neben Freud und unabhängig von ihm eine andere Tiefenpsychologie entwickelt, wird im *Asyl zum obdachlosen Geist* als ein Mann vorgestellt, dem zum Glück und zur Zufriedenheit dieses eine fehlte: „das Demütige und Ergebene, die Andacht zum Kleinen, das Talent zur Lächerlichkeit.“⁵ Bei dieser Bestimmung des Bürgertums bleibt es im Schaffen Martina Wieds, über deren künstlerischen Bemühen auch das Motto „Von der Schwierigkeit, das Bürgertum zu kritisieren“ stehen könnte.⁶

Im *Asyl zum obdachlosen Geist* geht der Protago-

nist, der zugleich ästhetisch verfeinerte und ethisch rigorose Kellingrath im Irrenhaus zugrunde; der Arzt, der seinen Fall und die Geschichte der mißglückten Heilung berichtet, verzweifelt darüber an seinem Beruf, quittiert den Dienst und fährt, wohin die Reise stets geht, wenn völlige Zerrüttung droht – nach Italien. In einen ungesicherten Frieden mit sich selber findet er aber erst nach Jahren in einem Fischerdorf, das wie aus einer vorchristlich-sinnenfrohen, heidnisch-natürlichen Magie heraus zu leben scheint...

In Martina Wieds erstem großen Roman wird also die Krise der bürgerlichen Gesellschaft diagnostiziert und dem moralisch integren Mitglied der Gesellschaft nur der eine Weg gewiesen, seine Moralität zu bewahren: der Austritt aus der Gesellschaft. Der eine, Kellingrath, vollzieht ihn, indem er seine eigene Entmündigung herbeiführt und sich in seine Krankheit und die Heilanstalt wie in eine bergende Klausur zurückzieht; der andere, der Arzt, bricht aus der bürgerlichen Gesicherung seines Berufes aus und verliert sich an die italienische Gemeinschaft mit den vorgeblich „einfachen Menschen“ eines Fischerdorfes. Der Austritt aus der Gesellschaft – diese Antwort auf den Ekel an der Bürgerwelt konnte Martina Wied freilich nicht zufriedenstellen: er mag ehrenwert sein, aber er ist keine Lösung, und Martina Wied drängte es über die Diagnose zur Heilung.

Mit ihrem zweiten großen Prosawerk, dem 1936 erschienenen Dorfroman *Rauch über Sankt Florian*, scheint Martina Wied ursprünglich wohl ein positives Gegen-Bild zur heillos zerrütteten Welt, wie sie dem *Asyl zum obdachlosen Geist* zugrundelag, beabsichtigt zu haben. Der „Dorfroman“ einer katholischen Autorin im Jahr 1936 – das läßt das Schlimmste befürchten: das Übliche. Das Übliche in der Verklärung der kleinen heilen Welt, nach deren Maß die große zu gesunden habe, das Übliche in der Mythisierung der bäuerlichen Ordnung gegenüber der Unordnung der Städte, in denen Sozialisten und Juden, Asphaltliteraten und Bolschewiken das Sagen haben...

In Martina Wieds Roman beginnt alles so, wie es dem Kunstempfinden von Kulturpolitikern des Ständestaates lieb gewesen sein mochte, aber in der „Welt der Mißverständnisse“, wie der Untertitel die Romanwelt treffend kennzeichnet, führt fast alles ganz woanders hin. *Rauch über Sankt Florian* ist eines der erstaunlichsten und originellsten Bücher, das in den Jahren des Ständestaates in Österreich publiziert wurde. Über 600 Seiten lang führt es dutzende Menschen in einem fiktiven österreichischen Idealdorf zusammen, läßt sie die Wege kreuzen und wieder voneinander streben. Am Anfang bestimmt der klassisch gebildete Briefträger Schöpfl, einer der vielen scharf umrissenen Gestalten des monumentalen Dorf-Epos, was vom Verhältnis der Welt zu Sankt Florian zu halten ist: „Wie hat der Professor Pfund im Gymnasium immer gesagt? ‚Kürzen, Buben, kürzen: Das ist der Witz und die Seele der Mathematik!‘ Nun, Sankt Florian ist solch eine Kürzung: Die Welt – auf die knappste Formel gebracht!“⁷

Martina Wied hat dieser Welt nun eben nicht die

knappste Heils-Formel oder eine der bekannten Kürzungen als Botschaft anzubieten, im Gegenteil: die angekündigte, von ihr wahrscheinlich auch angestrebte Idylle findet nicht statt, die Überschaubarkeit des stillen Winkels – eine der ideologischen Verheisungen der Heimatliteratur! – wird aufgelöst durch eine kompliziert verschlungene Handlungsführung, zersetzt im ständigen Wechsel der Perspektive und der Erzählweise. *Rauch über Sankt Florian* scheint geradezu vorzuführen, daß nichts komplizierter ist als das einfache Leben auf dem Dorfe, nichts literarisch schwerer zu erfassen als die „kleine Welt“, die kein Ort der Sicherheit, sondern ein Mikrokosmos der Mißverständnisse ist. Seinen ironischen Höhepunkt hat der Roman, wenn der Repräsentant der katholischen Staatsordnung, der zugeweihte Pfarrer Stadelhofer von der Kanzel herab den abgearbeiteten Bauern die Vorzüge des Landlebens in Armut und Bescheidenheit rühmt und sein Hohelied der Provinz dabei mit einer großen Verfluchung der Städte verbindet. Während der Pfarrer nämlich seine autoritären Tiraden herabdonnert, nimmt sie unten der schwerhörige Bauer Haberzettel ganz anders auf, als sie gemeint waren: die Predigt des Pfarrers wird ironisch gebrochen mit dem inneren Monolog des Bauern, der, gerade weil er schlecht hört, sich das Richtige zusammenreimt.⁸

Das Asyl zum obdachlosen Geist – der Versuch, bürgerliche Moralität zu bewahren, führt zum Austritt aus der Gesellschaft. *Rauch über Sankt Florian* – die kleine, heile Welt ist kompliziert geworden. Im ersten Roman treibt es den integren Menschen aus der Großstadtzivilisation hinaus, im zweiten kommt er auch in der kleinen, geschlossenen Welt des Dorfes nicht mehr bei sich an. In ihren vor 1938 erschienenen Romanen hat Martina Wied die Krise der bürgerlichen Gesellschaft diagnostiziert, ohne ihr mit falschen Arzneien abhelfen zu wollen. Da bricht mit dem Faschismus auch die Notwendigkeit für sie herein, auf die lange diagnostizierte Krise mit neuen Mitteln zu reagieren.

1938 flüchtete Martina Wied, die jüdischer Herkunft war, nach Großbritannien. Von ihrem zehnjährigen Exil ist wenig bekannt,⁹ selbst in Handbüchern zum britischen Exil wird sie nicht oder nur am Rande erwähnt.¹⁰ Offensichtlich hat Martina Wied fern der größeren österreichischen Exilantengruppen und Exilorganisationen gelebt und gearbeitet – fern im räumlichen, aber auch im geistig-politischen Sinn. Ihre im Exil verfaßten – und allesamt erst nach 1948 in Österreich verlegten! – Bücher sind von Martina Wied selbst durch Zeit- und Ortsangaben datiert worden. Aus diesen Angaben lassen sich auch manche Wege erschließen, die sie, einmal in Großbritannien angekommen, durch ihr Exilland gegangen ist. Zumeist lebte sie in Schottland, später in Nordwales; ihren Lebensunterhalt verdiente sie sich als Lehrerin für Deutsch, Französisch und Kunstgeschichte in verschiedenen Schulen: es waren Landschulinternate – ein solches ist auch Schauplatz ihres Exilromanes *Das Krähenest* – oder geistliche Institute, in denen sie untergekommen war. So hat

sie spätestens ab dem Herbst 1940 und mindestens bis zum Jahre 1943 im Kloster der Barmherzigen Schwestern von Glasgow gelebt, wie sich aus dem Vergleich der von Wied selber stammenden Datierungen ergibt.¹¹

War Wied damit schon geographisch von den Zentren des österreichischen Exils in Großbritannien recht weit entfernt, so hat sie offensichtlich mit den politischen Organisationen der Österreicher gar nichts zu tun und private Verbindung zu einzelnen österreichischen Emigranten nur sehr eingeschränkt gehabt. „Sie spielte weder im ‚Free Austrian Movement‘ noch in der ‚Free German League of Culture‘ eine Rolle“, resümierte Sylvia M. Patsch die Absenz Martina Wieds von den Aktivitäten der österreichischen Emigranten.¹² Von persönlichen Beziehungen zu österreichischen Exilanten zeugt nur der – übrigens äußerst anspruchslose – Nachruf, den Felix Braun 1957 vor dem Wiener Kultursenat auf sie gehalten, und in dem er betont hat, aus den Briefen Martina Wieds in England „manche Bestärkung und Belehrung“ empfangen zu haben.¹³ Nach übereinstimmenden Auskünften aller Hinweise auf Leben und Werk Martina Wieds ist sie 1947 nach Österreich zurückgekehrt;¹⁴ gleichwohl ist ihr Roman *Das Krähenest* bei seinem ersten und einzigen Erscheinen im Jahr 1951 mit der folgenden Datierung versehen gewesen: „Begonnen am Weißen Sonntag 1944 in Wincerton, Somerset, England. Beendet am Gründonnerstag 1948 in Llandudno, North-Wales.“¹⁵

Dies sind die Werke, die Martina Wied während ihres Exils verfaßt – oder doch zumindest fortgesetzt hat: der historische Roman *Das Einhorn*, geschrieben 1940, erstmals veröffentlicht 1948 und wieder publiziert 1964; *Der Ehering*, eine eher belanglose Novelle um die sittliche Bewältigung eines auswegslosen Dreierverhältnisses, vom Oktober 1940 bis zum Jänner 1941 geschrieben und erst 1954 veröffentlicht; *Das Krähenest. Ein Roman auf verschiedenen Ebenen*, 1944 bis 1948 geschrieben und 1951 in Wien verlegt; *Die Geschichte des reichen Jünglings*, ein monumentaler Zeitroman von knapp 800 Seiten, zwischen 1928 und 1943 geschrieben und 1952 veröffentlicht. Zu den drei großen Exilromanen – *Der Ehering* ist ein eher peripheres Werk – kommen noch eine handvoll Gedichte, die Martina Wied im Exil verfaßt und später in ihre lyrische Lebenssammlung *Brücken ins Sichtbare* aufgenommen hat.¹⁶ Kein Zweifel: einen quantitativ erheblichen und qualitativ wesentlichen Teil ihres literarischen Werks hat Martina Wied unter den bedrängenden Verhältnissen ihres zehnjährigen Exils verfaßt.

Das Einhorn, Martina Wieds erster Exilroman, führt in das Florenz des späten 18. Jahrhunderts und in die Kreise verbannter Schotten um den letzten Stuart. Das aus Tagebuchaufzeichnungen eines schottischen Malers und aus Briefen seiner Freunde gebaute Werk – ein Künstler-, Exil- und Geschichtsroman in einem – zeichnet liebevoll ein altes Schottland, das der wirren, neuen Zeit unterlegen ist. Die neue Zeit – das sind die bürgerlichen Verhältnisse, die beginnende kapitalistische Produktion, die reli-

giöse Reformation. Das alte Schottland – das ist die karge Idylle einer vorkapitalistischen Welt, der vorbürgerlichen Gesellschaft, der religiösen Geschlossenheit des Mittelalters. „Es wurde nicht mehr erzeugt, als erfahrener Voraussicht nach für Eigenbedarf und Ausfuhr gebraucht werden dürfte, also blieb der Überschuß in bescheidenen Grenzen...“¹⁷ Der fehlende Überschuß aber ließ den Unterschied von Herr und Knecht, die einander auch im Glauben an dieselbe, allen heilige Religion verbunden waren, längst nicht so kraß werden wie in den modernen Zeiten, da mit dem unermeßlichen Reichtum, dem Überschuß so recht erst auch die abgrundtiefe Armut geboren wurde.

Die konservative Humanistin Wied scheint nun, da die Krise der bürgerlichen Gesellschaft in den Faschismus geführt und Europa mit einem Meer der Barbarei überschwemmt hat, bereit zu sein, die Klasse ihrer Herkunft grundsätzlich zu verwerfen; verzweifelnd über den Gang der Geschichte wie ein Vierteljahrhundert zuvor Hugo von Hofmannsthal, sagt sie Jahrhunderten bürgerlicher Entwicklung ab. Das Schreiben wird ihr jetzt zum Überlebenskampf, in der auf zweifache Weise erduldeten Heimatlosigkeit einen höheren Sinn zu entdecken. Die Vertreibung aus Österreich und der endgültige Verlust aller selbstverständlichen Bindungen an Tradition, Kultur und Lebensstil des österreichischen Bürgertums fallen zusammen: Verlust des Vaterlandes, Verlust der Klasse – Martina Wied, heimatlos in diesem doppelten Sinn, sucht nach einer größeren Identität, in der das Verlorene und das Aufgegebene, in der Österreich und das „Bürgerliche“ aufgehoben sind. Vor dem bürgerlichen Sündenfall, dieses Geschichtsbild liegt dem *Einhorn* zugrunde, war die Welt noch eine Ganzheit, seither geht durch sie ein Riß.

In ihrem nächsten Roman *Das Krähenest* bringt Martina Wied die Sehnsucht nach einer vorbürgerlichen Welt des katholischen Mittelalters direkt mit den Zeitereignissen, mit dem Faschismus, der Ver suchung der Kollaboration, der Verdammnis des Exils in Konfrontation. Der ein Exilthema gestaltende Roman spielt an drei Schauplätzen, auf drei „verschiedenen Ebenen“, wie es auch der Untertitel ankündigt: in einer englischen Internatsschule auf dem Lande – dem „Krähenest“ –, in der die französische Emigrantin Madelaine de la Tour eine Anstellung gefunden hat; im schweizerischen Vevey, wohin sich Freunde Madelaines gerettet haben, die nun eine Emigrantenzeitschrift herausgeben; und schließlich im von den Nazis besetzten Paris, wo der Mann, den Madelaine liebte, ein bedeutender Schriftsteller, zurückgeblieben ist und als prominenter Kollaborateur seinen moralischen Untergang herbeiführt. An allen Schauplätzen, im englischen Internat, im Schweizer Exil und im besetzten Paris, sind die menschlichen Beziehungen von Versagen und Verrat, Unvermögen und Verfall gezeichnet: die Ehen werden gebrochen, die Söhne verachten die Väter, die Familien zerfallen, Egoismus und Kleinmut trennt die Menschen, deren Rachsucht fast schon das einzige ist, das sie noch gemeinsam haben. In seiner ausgezeichneten Dis-

sertation über Martina Wied hat Hans Friedrich Prokop über das *Krähenest* geschrieben: „Von der Gleichgültigkeit und dem Egoismus einzelner Zöglinge und Lehrer im *Krähenest* über den politischen Ehrgeiz des Institutsleiters bis zu den Ereignissen der Weltpolitik wird so eine direkte Linie gezogen, die die Unzulänglichkeit menschlichen Seins und menschlichen Verhaltens ebenso als Ursache der kleinen als auch der großen Katastrophen deutlich machen will.“¹⁸ Auf literarisch höchst geschickte Weise verwebt Martina Wied so die kleinen privaten mit den großen politischen Katastrophen, und dies auf eine Weise, daß zuletzt der Faschismus, der eben Europa in Schutt und Asche legt, als Folge der vielen menschlich-allzumenschlichen Schwächen, als Ergebnis alltäglichen Versagens in Ehe, Freundschaft und beruflicher Pflicht erscheint. Allen vielgestaltigen menschlichen Sünden liegt indes jener eine bürgerliche Sündenfall zugrunde, der den Menschen einst aus einer gottgegebenen Ordnung ausbrechen und sich selbst als Einzelnen entdecken ließ. Zwischen Faschismus und bürgerlich-demokratischen „Normalzuständen“ scheint für Martina Wied nur mehr ein gradueller, kein substantieller Unterschied gewesen zu sein – als das ganz Andere der Neuzeit, als das grundsätzliche Verschiedene der dunklen Gegenwart leuchtet in verklärtem Schimmer das christliche Mittelalter. Es ist die vorbürgerliche Gesellschaft, die der faschistischen Gegenwart als Bild der Ordnung und des Friedens entgegengehalten wird. Hans Friedrich Prokop, der das einzige Werk von Belang über Martina Wied geschrieben hat, irrt, wenn er ihren Konservatismus als Versuch begreift, das bürgerliche Persönlichkeitsideal des 18. Jahrhunderts wiederherzustellen.¹⁹ Nein, Martina Wied wollte keineswegs die bürgerliche Gesellschaft in einem Stadium der Unschuld wiederherstellen, in dem sich diese ohnehin nie befunden hat: sie wollte ein halbes Jahrtausend zivilisatorischer, bürgerlicher Entwicklung zurücknehmen. „Stand grenzte an Stand“, so die mittelalterliche Vision Madelaines im *Krähenest*, „war durch organisches Wachstum mit dem nächst höheren, dem nächst geringeren verbunden. Auf der breiten Grundlage des Bauernvolkes ruhte die benachbarte, wesentlich schmälere Schicht des niedrigeren Handwerks, mit den Zünften der Fleischhauer und Abdecker, die den Landwirten am unmittelbarsten verbunden sind, beginnend; so, im genauen Verhältnis aus der Breite in die Höhe sich streckend, wuchs das Gebäude des mittelalterlichen Staates aufwärts, von der weltlichen in die geistliche Hierarchie übergehend, und in dem halb geistlichen Amt des gesalbten Herrschers als einsamer Krönung endigend.“²⁰

Nach der Verwerfung des Bürgertums und der Kritik am einzelgängerischen Austritt aus der Gesellschaft, nach der Idealisierung des Mittelalters als humaner Gegenwart – nach diesem fortgesetzten literarischen Versuch, die Krise der Epoche zu diagnostizieren und in ihr einen Weg zur Heilung zu finden, stand noch die Auseinandersetzung mit einer politischen Strömung aus, die ein anderes Ende der

bürgerlichen Epoche versprach als jenes, das vor ihren Anfang zurückführt: die Auseinandersetzung mit dem Kommunismus. Ihr hat Martina Wied ihren umfangreichsten Roman gewidmet, *Die Geschichte des reichen Jünglings*, den sie für ihr Hauptwerk hielt. Es ist ein monumentaler Geschichts- und Entwicklungsroman, der viele Stärken von Martina Wieds Erzählkunst, aber auch alle ihre Schwächen vereint, die hier gelegentlich ins unfreiwillig Komische gesteigert sind. *Die Geschichte des reichen Jünglings*, 1952 erschienen, im selben Jahr, da sie mit dem großen österreichischen Staatspreis ausgezeichnet wurde, führt in großem Bogen den reichen Jüngling, einen Sohn polnischer Industriearbete, auf einen an Irrungen reichen Weg, der aus der satten Welt des Großbürgertums hinausweist und erst mit der Ankunft in einem tätigen Christentum sein Ziel findet. Als ehrlicher Deserteur der Bourgeoisie versucht sich dieser Adam Leontjew zunächst in der Boheme, dann in der dünnen Luft einer wissenschaftlich-abstrakten Geistigkeit, ehe er auf einen anderen Vererber der eigenen Klasse trifft und sich durch diese Begegnung mit dem Kommunismus einläßt. In diesem kommunistischen Agitator Iwanow, der früher, in seinem zivilen Vorleben, Cornelius von Györffy hieß und Privatdozent in Heidelberg war, hat Georg Lukács nach seiner Gestaltung als Naphta in Thomas Manns *Zauberberg* sein zweites literarisches Porträt erfahren. Martina Wied hat Georg Lukács kennengelernt, als er ab dem Herbst 1919, nach seiner Flucht aus dem Ungarn der Konterrevolution, für ein Jahrzehnt in Wien lebte; angeblich soll sie ihn im Auftrag Paul Ernsts und anderer Freunde aus seiner vormarxistischen Zeit aufgesucht haben, um ihn von seiner politischen Tätigkeit und der Vergeudung seiner geistigen Fähigkeiten für die Sache der Weltrevolution abzubringen.²¹ Mit großem Respekt und nicht ohne Feinsinn beschreibt Wied in der *Geschichte des reichen Jünglings* nun auch den Weg jenes Georg Lukács nachgestalteten Berufsrevolutionärs, der „aus Fülle und Überfluß ... in die Elendsquartiere gegangen“ war.²² Ein „schmallippiger Asket“,²³ eine fast „unkörperliche“ Gestalt mit scharf blickenden Augen und einem „schmalen, unsinnlichen Mund“,²⁴ hatte dieser Cornelius von Györffy einst literarische Studien verfaßt, in denen er „ein tiefes, aber abgezogenes und bilderloses Denken mit strenger Folgerichtigkeit“ entwickelt hat.²⁵ In Martina Wieds Gestaltung wird aus Georg Lukács, den sie in Wien auf den rechten Weg bekanntlich nicht zurückzuführen vermocht hatte, freilich weniger ein politischer Revolutionär denn ein Königssohn, den christliche Demut den Palast verlassen und das Los der Bettler teilen hieß.

In ihrem Roman hat sich der reiche polnische Jüngling Adam Leontjew, um dessen Geschichte und Entwicklung es ja geht, von Györffy-Iwanow-Lukács auch wieder zu trennen, denn sein Weg führt in den Katholizismus, nicht in den Kommunismus. Den Respekt vor dem Berufsrevolutionär Iwanow bewahrt sich der reiche Jüngling zwar so sehr wie Martina Wied den ihren vor Georg Lukács, dennoch wird,

was Iwanow-Lukács tat, kritisch verworfen: „Daß er hoch über dem stand, wofür er einzig zu stehen vermeinte, daß, wofür er sich so feurig einsetzte, die äußeren Verbesserungen und Erleichterungen des körperlichen Daseins der Masse, von ihm nach ihrer Bedeutung überschätzt wurden...“²⁶ Man mag nun zwar bezweifeln, daß hier die Anliegen des Georg Lukács, ja die Ziele des Kommunismus richtig erfaßt worden sind – gleichwohl wird klar, wohin Martina Wied ihren reichen Jüngling zu führen beabsichtigte. Da es nicht um die „äußeren Verbesserungen“ geht, ist es die innere, die sittliche Verbesserung der Menschen, die ihr notwendig erscheint; da es nicht vorrangig um „Erleichterungen des körperlichen Daseins“ geht, verspricht sie sich das Höchste vom Zuspruch im Geistigen, der die Not zwar nicht aufhebt, aber das Leiden an ihr lindert; da es ihr nicht um Revolution und Umsturz geht, möchte sie die Mächtigen aufgefordert wissen, sich dem Mitleid zu öffnen. Dieses Gesellschaftsideal – es kommt auf eine mit Mitleid durchtränkte Entsagungsphilosophie hinaus. Schon zuvor hatte sie im *Einhorn* ein politisches Credo formuliert, das nicht nur ihren späteren Roman um den reichen polnischen Jüngling, sondern auch das Programm des späteren polnischen Papstes vorwegzunehmen scheint: „Darum gibt es wohl keine andere Art, den Bedürftigen zu helfen, als indem man auf den, der hat, so weit einwirkt, daß er sich seiner Sathheit schämt, solange er Hungrige weiß, seines schützenden Hauses, solange andere ohne Obdach sind, seines schönen warmen Gewandes, solange anderer Blöße durch Lumpen guckt. Nur wenn das Herz den Gedanken an fremdes Elend nicht mehr erträgt, kann dieses langsam verschwinden. Wird Gewalt gebraucht, dann ist nichts erreicht, als daß die Reichen und die Entbehrenden die Plätze vertauscht haben.“²⁷

Die Vertreibung aus Österreich, der Zusammenbruch der Welt, der sie verbunden war, das Erleben der Heimatlosigkeit im Exil haben Martina Wieds literarisches Werk verändert. Auf der Suche nach den Wurzeln der epochalen Übel war sie auf das Bürgertum gekommen. Die Kritik am Bürgertum führte sie schließlich, eben als in Europa der Faschismus siegte, hinter dieses Bürgertum zurück: das christliche Europa des Mittelalters, dargeboten in einer sozialen idealisierten und zur Idylle umgefälschten Gestalt, war ihr schließlich als jenes Maß erschienen, zu dem die bürgerliche Welt des Unmaßes zurückzufinden habe. Während gerade auch im englischen Exil die österreichischen Flüchtlinge um eine neue, eine positive Bestimmung Österreichs, um eine positive Bestimmung der österreichischen Kultur und Nation rangen, hat Martina Wied sich mit der „nationalen Frage“ in dem als selbständigen Staat ausgelöschten Österreich nicht befaßt. In ihrem Konzept des christlichen universalistischen Mittelalters war für unterdrückte, um ihre Befreiung kämpfende Nationen kein Platz, ging dieses Konzept doch vor die Existenz der Nationen zurück, zurück zu einer geträumten ordo der Ganzheit, in der es so wie die Klassen auch die Nationen, Trennendes und Abge-

trenntes, Widersprüchliches und Widersprechendes noch nicht gab.

Wie hilflos Martina Wieds Form des Katholizismus vor drängenden, konkreten Fragen von Unterdrückung und Befreiung, von Faschismus und Antifaschismus war, zeigt auch ein abschließender Vergleich ihres Gedichtes *Bombenflieger über einem Landgasthof* mit dem themenverwandten Gedicht eines anderen österreichischen Dichters im britischen Exil. Theodor Kramers Gedicht *Eiserne Vögel* ist aus dem Zwiespalt des österreichischen Emigranten geschrieben, der den militärischen Sieg über den Nationalsozialismus für notwendig hielt und gleichzeitig an den vernichtenden Folgen für Täter und Opfer, für Schuldige und Gerechte fast verzweifelt. Theodor Kramers Gedicht ist aus diesem Zwiespalt heraus geschrieben – und versucht ihn auch nicht zu verdecken. Die Leiden der „Kinder von Steyr“, denen die „eisernen Vögel“ der Alliierten den Tod bringen, werden nicht verniedlicht, nicht gerechtfertigt, nicht entschuldigt durch den Hinweis auf die politische Notwendigkeit dieser Angriffe; das Leiden der vielen wird aber andererseits auch nicht dazu benutzt, den verstörenden, quälenden Zwiespalt aufzuheben und eine Aussöhnung mit dem noch nicht besiegten Faschismus zu propagieren. Kramer bringt sich und seine unlösbar widersprüchlichen Gefühle in den letzten beiden Strophen auch selbst ins Spiel und zu den fernen Opfern in Österreich in Verbindung:

Lahm und verfettet, hab stets ich euch schweigend geehrt, jegliche Stund hierzulande euch denen erklärt, die euch beschicken mit Flammen und heulendem Erz, daß ihr Geschäft sie vollbringen mit heiligem Schmerz.

Kinder von Steyr und Frauen im flammenden Wind, dreimal verwirrt ist mein Blut, da das eure verrinnt, Rauch ist mein Atem, Genossen, mit dem ich mich weih, schluchze und prassle und rassle euch Österreicher frei.

Auch Martina Wieds *Bombenflieger über einem Landgasthof* (1944) sind auf dem Weg nach dem Kontinent, nach Deutschland oder Österreich. Verzweifelt, erschüttert klagt Martina Wied, beklagt sie den tausendfachen Tod, der durch die „eisernen Vögel“ gebracht wird – um sich dem von Kramer gestalteten Zwiespalt erst gar nicht zu stellen. Mit feierlich klappernder Rhetorik spricht sie das Bombenflugzeug selber an:

Ach, in welches Halbgotts Seite hackst du,
Geier, heute nacht den blutigen Schnabel?

Tiefempfunden mochte das gewesen sein und es ist doch oberflächlich geblieben; gut gemeint, und dennoch nicht nur literarisch schlecht gemacht, sondern auch falsch gedacht; aus der Ergriffenheit heraus hat Martina Wied hier gesprochen, aber es kam doch nur Gestelztes heraus, so daß sie schließlich dort war, wo sie nie hatte sein wollen: bei einer Menschenliebe, die unverbindlich ist, bei einem Humanismus, der abstrakt bleibt.

Anmerkungen:

- 1 Martina Wied: Das Krähenest. Begebnisse auf verschiedenen Ebenen. Wien: Herold Verlag 1951, S. 254f.
- 2 Klaus Amann/Albert Berger (Hrsg.) Österreichische Literatur der dreißiger Jahre. Wien-Köln-Graz: Böhlau 1985.
- 3 Hans Heinz Hahn: Vergessene Literaten. Fünfzig österreichische Lebensschicksale. Wien: Bundesverlag 1984, vgl. S. 143.
- 4 Vgl. zu Oskar Jellinek den einzigen Aufsatz, der anlässlich seines 100. Geburtstages im Januar 1986 erschienen ist: Karl-Markus Gauß: „... meiner Dichtung Armenkanzlei“. Hinweis auf Oskar Jellinek. In: Wiener Tagebuch, Heft 3 (März) 1986, S. 24–26.
- 5 Martina Wied: Kellingrath. Innsbruck: Österreichische Verlagsanstalt 1950, S. 11.
- 6 Vgl. dazu meinen Essay: Die Schriftstellerin Martina Wied. Von der Schwierigkeit, das Bürgertum zu kritisieren. In: Wiener Tagebuch, Heft 10 (November) 1985, S. 24–27.
- 7 Martina Wied: Rauch über Sankt Florian oder Die Welt der Mißverständnisse. Innsbruck: Österreichische Verlagsanstalt 1949 (2. Auflage), S. 12.
- 8 ebda, S. 256–272
- 9 Was bekannt ist, hat Sylvia M. Patsch zusammengestellt: Patsch, Österreichische Schriftsteller im Exil in Großbritannien. Ein Kapitel vergessener österreichische Literatur. Wien: Verlag Christian Brandstätter 1985, S. 155–162.
- 10 Vgl. etwa „Exil in der Tschechoslowakei, in Großbritannien, Skandinavien und Palästina“ der siebenbändigen DDR-Publikationsreihe „Kunst und Literatur im antifaschistischen Exil 1933–1945“. Frankfurt/Main: Röderberg 1981, wo Martina Wied einmal erwähnt wird und zwar als zeitweilige Dozentin an der „Freien Deutschen Hochschule“ in London (vgl. S. 654): eine Tätigkeit übrigens, für die es sonst keinen Beleg gibt.
- 11 Ihre Exilwerke tragen folgende Datierungen:
„Das Einhorn“ (Wien 1964): „Begonnen St. Margaret's Tower, Edingburgh, April 1940, beendet im Kloster der Barmherzigen Schwestern zu Glasgow im Oktober desselben Jahres.“
„Der Ehering“ (Wien 1954): „Kloster zu Glasgow, Oktober 1940 bis Januar 1941“.
„Die Geschichte des reichen Jünglings“ (Innsbruck 1952): „Dieses Buch wurde begonnen in Zakopane im August 1928 und abgeschlossen im Kloster der Barmherzigen Schwestern, Sant Mary's zu Glasgow, am 21. April 1943.“
„Das Krähenest. Begebnisse auf verschiedenen Ebenen“: „Begonnen am Weißen Sonntag 1944 in Wincanton, Somerset, England. Beendet am Gründonnerstag 1948 in Llandudno, North-Wales.“
- 12 Patsch, S. 159
- 13 Felix Braun: Nachruf auf Martina Wied. In: Wort in der Zeit. 3. Jg. (1957), Heft 3, S. 6f.
- 14 Vgl. außer Sylvia M. Patsch, auch die „Lebenstafel“ in: „Das Einhorn“, Wien 1964, S. 198, sowie die biobibliographischen Angaben in: Manfred Durzak (Hrsg.), Die deutsche Exilliteratur 1933–1945. Stuttgart: Reclam 1973, S. 588.
- 15 „Das Krähenest“, Wien 1951.
- 16 Martina Wied: Brücken ins Sichtbare. Ausgewählte Gedichte 1912–1952. Innsbruck: Österreichische Verlagsanstalt 1952.
- 17 Wied, Das Einhorn, S. 125.
- 18 Hans Friedrich Prokop: Die Romane Martina Wieds. Phil. Diss. Wien 1972. Ein Mangel dieser in der formalen Analyse sehr präzisen und gedankenreichen Dissertation ist es, daß sie das Problem „Exil“ nahezu überhaupt nicht berührt, obwohl doch von den analysierten vier Romanen zwei im Exil entstanden sind.
- 19 Prokop, Die Romane Martina Wieds, vgl. S. 147.
- 20 Wied, Das Krähenest, S. 256f.
- 21 Vgl. dazu Norbert Langer, „Einleitung“ zu „Das Einhorn“, S. 20f.
- 22 Wied, Die Geschichte, S. 359.
- 23 ebda, S. 361.
- 24 ebda, S. 327.
- 25 ebda, S. 325.
- 26 ebda, S. 360.
- 27 Wied, Das Einhorn, S. 124f.
- 28 Wied, Brücken ins Sichtbare, S. 23.

Christian Hawle ... UND SCHREIT DIE GANZE WELT AUCH LÜGE ...

Zu Leben und Werk des Widerstandskämpfers Richard Zach

Wenn Anton Pelinka in seinem Beitrag zur Dokumentation „Rechtsextremismus in Österreich nach 1945“ schreibt, die Großparteien SPÖ und ÖVP „(haben) ein ... verschlammtes Verhältnis zum Rechtsextremismus“ (S. 338) und bezieht sich damit auch auf die Vergangenheit vor 1945, so trifft er mit dieser Feststellung auch für die literaturpolitische und literaturwissenschaftliche Entwicklung nach 1945 den Nagel auf den Kopf. Denn es kann nicht ausschließlich einem „Prozeß des Verdrängens durch die herrschende Literaturpolitik“ (Konstantin Kaiser in: Aufrisse 3, 1982, Nr. 2, S. 4) in Österreich nach 1945 zugeschrieben werden, daß das Schaffen von Schriftstellern, die in diesem ihrem Heimatland nebst dem Wort auch mit der Tat zwischen 1933 und 1945 in Opposition zu den beiden faschistischen Regimes traten, lange Zeit nicht beachtet wurde.

Daß es eine österreichische antifaschistische Literatur aus dieser Zeit gibt, die – was vor allem den Inhalt angeht – Teil jener internationalen demokratischen und humanistischen, gegen Faschismus, Krieg und imperialistische Unterdrückung gerichtete Literaturströmung war, ist heute unbestritten. – „Das Gerede vom Nullpunkt 1945“ etwa in den gängigen Literaturgeschichten umgeht daher nur die „Frage, warum es nach 1945 zu keiner Weiterentwicklung der antifaschistischen Literatur gekommen ist“ (Kaiser, ebenda). Einem Beispiel dieser Art von Literatur, nicht entstanden in der elfenbeinernen Abgeschiedenheit einer sogenannten „inneren Emigration“, sondern hervorgebracht unter den lebensbedrohenden Bedingungen des aktiven Widerstands und der Haft während der Herrschaft des Austrofaschismus und des Nationalsozialismus in Österreich, ist dieser Beitrag gewidmet: dem Leben und Werk des Grazer Lehrers und Lyrikers Richard Zach.

Richard Zachs Lebensdaten fallen zusammen mit dem Auslaufen der revolutionären Welle nach dem Ersten Weltkrieg, mit der Weltwirtschaftskrise der Zwischenkriegszeit, mit dem Aufkommen des europäischen und den Kämpfen der österreichischen Arbeiterschaft im Februar 1934 gegen den österreichischen Faschismus, mit der Niederlage der Spanischen Republik und dem Zweiten Weltkrieg bis zur Niederlage der Hitler-Truppen bei Stalingrad.

Er wurde am 23. März 1919 als zweiter Sohn einer Arbeiterfamilie in Graz geboren. Der Vater, Faßbinder, war traditionsgemäß Sozialdemokrat, der ältere Bruder Alfred wuchs innerhalb der sozialistischen Kinderfreunde heran und wurde später Mitglied des Republikanischen Schutzbundes. Die Familie wohnte – ihrer wie der sozialen Lage von damals so vielen entsprechend – in kleinen und kleinsten Behausungen. Ihre Beschaffenheit und die schwere Arbeit haben zum allzu frühen Tod der Mutter 1932 beigetra-

gen. Richard Zach, dessen Kindheit und Jugend bis dahin relativ ungestört verlief, kam in die Obhut von Verwandten, welche wegen seiner zu dieser Zeit schon ausgeprägten politischen Ambitionen um ihn fürchteten. Seine Gedichte nach dem Tod der Mutter tragen einen eher düsteren Charakter. Der Februar 1934 zwei Jahre später dürfte das erste gesellschaftspolitisch einschneidende Ereignis gewesen sein, das er in einem Poem – *Ballade vom Februar 1934* – verarbeitet.

Von 1926 bis 1930 besuchte Richard Zach die Volksschule, dann vier Jahre die Hauptschule. Von 1934 bis 1938 war er Schüler der Grazer Bundeslehrerbildungsanstalt (BLBA). In diese Zeit fallen auch seine ersten antifaschistischen Kontakte; sein dichterisches Augenmerk galt neben den Arbeitenden vor allem den Arbeitslosen. Etwa 1935 traf Richard Zach auf den etwas älteren Studienkollegen Josef Martin Presterl, der in Graz im Auftrag des illegalen Kommunistischen Jugendverbandes eine Widerstandszelle gegründet hatte. Nach der Ausstoßung Presterls aus der BLBA durch die austrofaschistischen Behörden sammelte Richard Zach Studienkollegen und andere junge Menschen in einer halblegalen Jugendorganisation des damaligen „Freiheitsbundes“ um sich und nannte diesen Verein „Jung-Freiheitsbund“, später „Studentenarbeitsbund“. Das Vereinsheim war das „christlich-soziale“ Gewerkschaftshaus in der Elisabethnergasse in Graz. Die Tätigkeit innerhalb dieser Deckorganisation war politisch-kultureller Art mit antifaschistischem Gepräge, soweit dies die „christlich-soziale“ Arbeiterbewegung zuließ. So wurden im Rahmen einer Spielfahrt in die deutschsprachigen Dörfer der jugoslawischen Bačka im Sommer 1937 – Richard Zach spielte den „Tod“ im *Totentanz* von Johannes Maria Lippl und führte gemeinsam mit seinem Schwager Regie – weitere Kontakte geknüpft, was zur Gründung eines geheimen marxistischen Arbeitskreises im Herbst desselben Jahres führte. Dem festgelegten Ziel dieses Arbeitskreises, „Studium der Theorie und Praxis des wissenschaftlichen Sozialismus“, wurde durch die Lektüre und Diskussion einschlägiger Arbeiten von Marx, Engels, Bebel u.a. entsprochen. In ihm wurde angesichts der heraufziehenden nationalsozialistischen Drohung auch die zukünftige Arbeit in voller Illegalität vorbereitet.

Leistete die Gruppe im austrofaschistischen Ständestaat in erster Linie Bildungsarbeit, so ging sie nach dem Einmarsch der Hitler-Truppen in Österreich dazu über, mehr nach außen zu wirken, Schmieraktionen zu unternehmen, Flugzettel zu schreiben und zu verbreiten und auch eine regelmäßig erscheinende Flugschrift, *Der rote Stoßtrupp*, herauszugeben.

Richard Zach, der als sehr begabter Schüler an der BLBA mit Auszeichnung maturierte, war vorerst kurze Zeit als Volksschullehrer in Graz tätig, bis er im Herbst 1938 zum deutschen Heer einrückte. Er hinterließ ein Netz von geheimen Widerstandsgruppen, hielt weiterhin Kontakt mit diesen und suchte auch in der Wehrmacht nach Ansatzpunkten für antifa-

schistische Tätigkeit. Früher als erwartet erfolgte der Kriegsausbruch, und Richard Zach mußte als Kanonier und Chauffeur ins verheerte Polen mitziehen. Auf Urlaub in Graz täuschte er im Jänner 1940 einen Unfall vor und konnte sich nach längerem Spitalsaufenthalt – er hat „den Stock nicht mehr ausgelassen“ – dem Militärdienst entziehen. In dieser Zeit wurden auch geeignete Kontaktpersonen aus der Arbeiterschaft gefunden, denen der Umgang mit technischen Mitteln bzw. deren Herstellung zur Flugblatt-Produktion nicht so fremd war. Wieder arbeitete man in legalen Organisationen wie dem Reichskolonialbund oder der Kraftfahrervereinigung NSKK, um Zersetzungsarbeit zu leisten. Richard Zach selbst trat der Hitlerjugend bei und wurde sogar, „da seine schriftstellerische Begabung auffiel, im Bannstab in Graz verwendet“. Nach der Entlassung aus dem Spital konnte er dann zum zweiten Male als Lehrer an der Grazer Hirtenschule arbeiten.

Durch den Verrat von mit Zellenmitgliedern Verwandten ausgelöst, begann die Verhaftungswelle. Nacheinander wurden Gruppenmitglieder festgenommen und arretiert. Die Nachforschungen der Gestapo waren möglicherweise auch deshalb in kurzer Zeit so „ertragreich“, da es neben politischen ebenso verwandtschaftliche Verbindungen zu altbekannten Grazer Kommunisten und Sozialdemokraten gab.

Richard Zach selbst wurde am 6. November 1941 verhaftet und in das Grazer Polizeigefängnis eingeliefert. In der Haft begann er sogleich Informationen über den Gang der Untersuchungen zu sammeln und nach draußen zu schmuggeln. Die Entdeckung solcher Aktivitäten führte zur zeitweiligen Intensivierung der Mißhandlungen. Seine dichterische Arbeit wurde unter und trotz diesen Haftbedingungen geradezu verstärkt. Bevor Richard Zach nach Berlin-Brandenburg überstellt wurde, verbrachte er noch einige Wochen Zelle an Zelle mit seinem Freund und Mitstreiter Alois Geschwinder. Diesem etwa morste er viele Gedichte durch die Zellenwand. Geschwinder wiederum schrieb sie mit einem geschmuggelten Bleistift auf und übergab sie Besuchern – mittels Handschlag oder in der Schmutzwäsche – mit auf den Weg nach draußen. Dort wurden sie von seinem Bruder Alfred Zach und anderen maschingeschrieben und sichergestellt.

Im Februar 1942 wurde Richard Zach nach Berlin transportiert. Auch solche Gelegenheiten nutzte er aus, um Briefe oder Gedichtskizzen Mitgefangenen mitzugeben und so nach draußen zu senden. Am 18. August 1942 wurde über Richard Zach und einen Freund das Todesurteil ausgesprochen. „Hochverrat“, „Wehrkraftersetzung“ und „Versuch der Lostrennung eines zum Reich gehörigen Gebietes“ waren die Anklagepunkte. Im Dezember brachte man ihn nochmals nach Graz, um in einer Verhandlung des später hingerichteten Freundes Friedrich Griessl als Zeuge auszusagen. Überraschend holte man ihn im Jänner 1943 wieder nach Berlin.

In dem Brief eines unbekanntes F.H. an die Eltern, Marburg, vom 30. Mai 1943 heißt es:

... Als Ihr Sohn Mitte Januar von Graz nach Berlin transportiert wurde, lernte ich ihn kennen. Ich selbst bin politischer Gefangener, zu einer hohen Zuchthausstrafe verurteilt, und wurde ebenfalls nach Berlin vor das Reichskriegsgericht transportiert. Wir waren solcherart etwa 12 Tage zusammen unterwegs. ... Wir unterhielten uns über Wirtschaft und Geschichte, Erziehung und Kunst, sprachen über Kant und Hegel, Goethe und Shakespeare. Ich fand in Ihrem Sohn einen tatsächlich seltenen Charakter. Ich besitze die Überzeugung, daß er Ihnen ein ganz besonders guter Sohn gewesen sein muß, der an seinen Eltern mit besonderer Liebe hing. Er war Kommunist und als solcher von der Berechtigung und Lauterkeit unseres Kampfes zutiefst durchdrungen. Er bat mich: „Sage meinen Eltern, daß ich Ihnen keine Schande machen werde, ich werde sterben, wie es sich für einen Kommunisten geziemt.“ ...

Der Gefängnisgeistliche schreibt in einem Brief über Richard Zach, daß dieser jeden übernatürlichen Trost ablehnte und „den letzten Gang ... ernst, aber ruhig und gefaßt“ antrat. In seinen offiziellen und geheimen Abschiedsbriefen offenbart sich Richard Zach uns in äußerster Schärfe ein letztes Mal. Wir können nur ahnen, wie er sich zur heutigen Welt stellen würde.

Das Urteil wurde am Abend des 27. Jänner 1943 vollstreckt. Von Richard Zach, der schon andernorts als „der wahrscheinlich bedeutendste Dichter unter den zum Tode Verurteilten“ betrachtet wurde (Harald Sattke in: *Aufrisse* 3, 1982, Nr. 2, S. 14), sind neben Briefen und anderen Fragmenten insgesamt rund 800 Gedichte und Gedichtskizzen erhalten geblieben. In einem Kassiber vom 1. September 1942 versucht er selbst eine grobe Gliederung seiner geschriebenen und noch geplanten Gedichte. Dem Hauptwerk nach werden sie in vier große Themenkreise eingeteilt, bei denen es sich jeweils um eine Anzahl von 50 bis 150



zuzuordnende Gedichte bzw. -zyklen handelt: A) *Dem Leben*, B) *Die Entblößten*, C) *Das neue Werk*, D) *Ich lebe doch*. Es werden dann noch weitere Titel von Themenkreisen genannt, von denen allerdings nur einer im großen und ganzen vermutlich vollständig erhalten ist (*Gesang vom gesuchten Weg*). Andere sind bruchstückhaft verstreut oder gar nicht mehr auffindbar. Weiters wird in dem Kassiber angedeutet, daß Richard Zach auch epische, novellistische und dramatische Stoffe gestalten wollte.

Jene erstgenannten vier Themenkreise stellen also einen größeren, sehr wahrscheinlich den bedeutendsten Ausschnitt aus dem Zachschen Gesamtwerk dar und sollen demgemäß hier kurz angerissen werden.

A. DEM LEBEN

In *Dem Leben* plante ich ein großes persönliches Bekenntnis zum sieghaften Werden mit seinen tausend kleinen Wundern...

Dieser Themenkreis ist jener, der seiner inhaltlichen Weite und Ausrichtung wegen alle anderen quasi umschließt, „Anfang und Ende“ im Zachschen Gedicht und Leben darstellt. In und mit ihm beginnt die bewußte Beobachtung, dichterische Darstellung und praktisch-kritische Anwendung der Dinge, „die so vielen als Alltäglichkeiten erscheinen“ (R. Zach):

Des Lebens wahre Wunder
erkauft man nicht mit Geld,
mit weiten Wagenreisen.
Sie kommen dem nur unter,
der Augen offen hält.

In und mit ihm endet sie als gesteigerte stilistische Form und adäquater Ausdruck des Inhalts:

Dem brausenden Leben möchte ich einen Hymnus
singen,
dem Leben mit seinen gewaltigen Wunderwerken.
Hört ihr den Staub, die Welle, die Erde, das All
erklingen?
Fühlt ihr die Ströme, an denen wir bebend knien und
uns stärken?
Dem sieghaften Leben möchte ich einen Hymnus
singen.

Handelt es sich in seinen Gedichten zuerst um die vielen unzähligen Objekte der Natur, die es in ihrer Schönheit zu bewundern galt, die Richard Zach „nicht schildern“, sondern „besingen“ wollte: „Es ist ein Wunder, wenn ein Baum blüht“ usw., so war es später die Entdeckung der der Natur als Ganzes innewohnenden Gesetze der Wandlung und Entwicklung, die Erkenntnis, daß das Leben in Einklang mit den Gesetzen der Natur steht:

Regung lebt in jeder Kleinigkeit
und Bewegung ewiglich.
Wird zum All in solcher Einheit. –
Mitten drin pulse ich.

Der Mensch als Teil und Natur kann und muß sich an dieser Orientieren, sich über diese erheben, um in positivem Sinne sich über die menschliche Gesell-

schaft weiter und höher entwickeln zu können:

Es flimmert vor uns formloses Land,
Das wir durch Worte, Wünsche, Werke wandeln
Mit banger, betender, bewußter Hand.
Und hinter uns bleibt überholtes Handeln.

Der Pantheismus eines Goethe wird zugunsten einer dialektischen Auffassung von Natur und Leben aufgegeben, der Unterschied zwischen dem „unbewußten Sprießen“ in der Natur und dem „bewußten Sein/Handeln“ des Menschen erhellt und – wie mit so vielen Beispielen zu belegen – damit wohl nicht zufällig der Anschluß an Auffassungen der marxistischen Philosophie gefunden.

Die große Richtung bleibt erhalten,
Die Reihe der Eroberer reißt nie.
Der Strom versiegt nicht, mag er sich auch spalten.
Die Gräber dämpfen kaum die Melodie.

Wahrscheinlich konnte Richard Zach zu seiner Zeit derart dramatische Zukunftsperspektiven, wie sie sich waffentechnisch gegenwärtig bieten, nicht einmal ahnen und entsprechend in sein literarisch-philosophisches Konzept der „Unendlichkeit der Materie“, in der für ihn auch der bewußt handelnde Mensch seinen ewigen Platz zu behaupten schien, einbinden.

B. DIE ENTBLOSSTEN

Was dieser Themenkreis umfaßt – mir ist es sehr klar. Den Menschen, ungeschminkt-geschminkt in seiner Vielfalt und Typisierung, in Augenblicken wie in der Zeitfolge, zielstrebig, zerfahren, ich, mein Bruder, Schwächlinge, Starke ... verhüllt, um zu enthüllen...

Die eigentliche inhaltliche Parallele zum ersten Abschnitt besteht darin, daß es dem Menschen möglich ist, seine Endlichkeit und geistige Beschränktheit innerhalb seiner Entwicklung sowohl durch Fortpflanzung und gesellschaftliche Arbeit, als auch durch die Weitergabe und Vermehrung seiner Erkenntnisse (über das „Leben“) zu überwinden und durch die bewußte Anwendung beider Faktoren zugleich einen dritten zu schaffen, welcher in des Menschen steter Höherentwicklung zum Ausdruck kommen würde.

Auf der Suche nach dem hierfür als Voraussetzung unabdingbaren „guten Kern“ der Menschen trifft der Mensch und Dichter Richard Zach diesen als „meist verreckt“ an; er erfährt auch, wie sich solche Menschen über Zeit und Raum hinüberretten, ja sogar die verbrecherischen gesellschaftlichen Umstände seiner Zeit ohne Mühen überstehen:

Die Menschen gebrauchen Masken
und grinsen sich freundlich an.
Ein jeder umheuchelt jeden
mit aalglatt fließenden Reden
und keiner glaubt daran.
Dabei wollen alle beschwören,
daß sie nicht sind wie sie sind.
Doch winkt wo ein Spürchen von Blöbe,
erweitern sie es zur Größe
und schauen sich gerne blind.

Den Themenkreis „Die Entblößten“ wollte Richard Zach in „zwei durch den Stil stark gesonderte Abschnitte“ geteilt wissen: einen „spöttelnden, spielerisch-ironischen Teil“ und einen ernsteren, in Zachs Worten, „gebundenen“.

Entsprechend dieser Unterteilung sind zum erstgenannten Stoffkreis etwa jene Gedichte zu zählen, die mit Namen von bestimmten Tierarten betitelt sind und in denen deren Eigenschaften offensichtlich im Vergleich mit einzelnen Menschen oder Menschengruppen beschrieben werden. – Z.B. der „Köter“, für den „das Leben (ohne Klaffen)/Seines tiefsten Sinn's beraubt (ist)“. Dem „Ochsen“ ist gar eine „Ochsenballade“ gewidmet; er, welchem „der Himmel (schien)“ und der von „quälenden Gedanken (verschont)“ war, beginnt sich erst dann zu wehren, als er von den Stichen einer Mücke geplagt wird. Oder die „Regenwürmer“, die – ohne nachzudenken – „leben. Eben. Am Boden kleben.“ und mit ihrer Aufgabe zufrieden sind: „Blind sein im Stillen und ganz ohne Willen,/geboren, erkoren zu ewiger Fron.“

Während es sich hier in erster Linie um eine Art Zustandsschilderung handelt, werden die Menschen im zweitgenannten Stoffkreis nicht nur in ihrer Beschränktheit dargestellt, dieser Zustand im Vergleich nicht als gegeben und unabänderlich beschrieben. Der inhaltlichen Ausrichtung gemäß sind es auch stilistisch ernstere Gedichte. Als Beispiel soll ein Gedichtzyklus genannt werden, der thematisch aus dem vorherigen Stoffkreis schon bekannt ist. In den Gedichten *Der Blinde*, *Der Sohn des Blinden* und *Der Enkel des Blinden* werden in generationsmäßiger Abfolge die Stufen aus der „Blindheit“ zum „Licht“ dialektisch entwickelt.

Der „Blinde“ etwa weiß nichts von der Welt und will scheinbar nichts von ihr wissen; er lebt interesselos in einem sorgfältig abgegrenzten und überschaubaren Raum (die „Hülle der Welt“), „irgendwem zu dienen“, flicht „mit den Händen runde Körbe/aus Weidenruten, die wer holt“. Der „Sohn des Blinden“ verrichtet dieselbe Tätigkeit, ebenso „immer nach Geheiß“, ist sich aber dessen bewußt, daß dies nicht alles sein kann – er hat „noch keinen tiefen Trunk/aus der Lebensquelle getan“. Ihn unterscheidet vom „Blinden“ eben dieses „noch“, Wißbegierde, Unsicherheit und Sehnsucht:

„Bin ich nur Speiche?“
schreit es in mir
„Bin ich Mensch oder Tier?“
Und ich möchte doch Rad sein.
Und:
Warum bin ich blind geworden
und muß Körbe binden?

Den bereits gereiften Willen des „Sohn“, die Grenzen und Möglichkeiten seines Daseins zu ergründen, setzt der *Enkel des Blinden* in die Tat um. Sein Ringen gilt wie dem Dichter dem gesunden „Kern“ des Menschen – die autobiographischen Züge sind in so vielen Gedichten evident; er erkennt bei ihnen wie bei sich selbst die zu bewältigenden Unzulänglichkeiten: „Denn nicht alle sind sehend, die offene Augen haben.“

Und:

Wenn ich schon Körbe flechte, so will ich auch selbst betasten,
wie sich ihre empfängnisbereiten, weiten Mulden füllen.
Keiner soll je auf meiner keuchenden Brust vor Faulheit rasten.

Die „spielerisch-ironisch“ beschriebenen „Mängel“ im ersten Abschnitt werden im zweiten auf dialektische Art und Weise überwunden, der doch oft vorhandene gute „Kern“ in die Synthese miteinbezogen:

Der ist ein Mensch, der den Mut hat, sich selbst zu enthüllen.
Nie noch erwuchs eine Welt durch betäubendes Brüllen.

Die Kongruenz des Inhalts dieser und anderer thematisch verwandter Gedichte mit den im ersten Themenkreis „Dem Leben“ dargelegten Auffassungen ist offensichtlich:

Sieger ist der, der sich ewig bewegt und regt,
der seine eigene Seele bewahrt und läuternde Stürme trägt.

C. DAS NEUE WERK

Der dritte Themenkreis sollte *Das neue Werk* sein. Der Arbeiter, der nicht mehr front, sondern in froher Erkenntnis schafft; die Fabrik, die nicht mehr Schindbude ist, sondern zur weiten, hohen Stätte menschlichen Fortschritts wird; die Stadt, die Kahlheit, Enge und Schmutz überwindet und ihrer großen Aufgabe vollends gerecht wird.

Richard Zach versuchte nicht, ein ideales und utopisches Weltbild im Sinne einer neuen Gesellschaftsordnung träumerischer, also ohne jeden Praxisbezug, zu entwerfen und zu wünschen. Seine diesbezüglichen Gedichte beginnen meist mit der analysierenden Beschreibung der ihm gegenwärtigen gesellschaftlichen Umstände, wie auch an seiner Natur- und Mensch-Lyrik zu beobachten ist. Darauf aufbauend schildert er die Möglichkeiten eines weiter- und höherführenden Weges. Überwindung von Negativem und Aufhebung von Positivem bilden auch dabei in Verbindung mit Neuem eine dialektische Einheit. Das „Neue“ ist als logische Konsequenz des „Alten“ nur unter fortwährender praktisch-kritischer und rational-produktiver Tätigkeit zu erreichen. Hierzu bedarf es eben auch des „sehenden“, also erkennenden und bewußten, und nicht des „blinden“ Menschen. In diesem Sinne geht es Richard Zach – wie 80 Jahre vor ihm Karl Marx – nicht darum, die Welt nur verschieden zu interpretieren, sondern „sie zu verändern“ (11. Feuerbach-These).

Demzufolge erinnern seine Stadtgedichte (z.B. der Zyklus *Die großen Städte*) weniger an jene expressionistische Schilderungen, in denen die Stadt als bedrohend empfunden, „unter dem Blickwinkel dämonisierender Allegorese“ gesehen wurde (etwa bei Heym oder Wegner). Vielmehr weisen sie nicht wenig Berührungspunkte mit der entsprechend

spätexpressionistischen bzw. frühsozialistischen Lyrik eines Johannes R. Becher („De profundis III“) aus. Diese andere Art der Stadterfahrung setzt voraus, daß man „vom Kerzenschimmer (nicht) blind geworden“ ist, daß man „hinter Düsternissen“ (R. Zach) etwas sehen will. In den Gedichten tritt sie uns in konkreten, realitätsbezogenen Bildern entgegen:

In ihren sonnenarmen Rillen,
wo sieche Kinder ewig plärren,
Wo Frauen übermüd gebären
und ohne Kräfte sind zu stillen.

Oder

Der Ruß legt sich als dünner Flor
Auf die blassen Wangen der Stadt,
Dort, wo nur Schlote, Rohr an Rohr,
Steil wachsen ziegelglatt.

Den scheinbar „Blinden“ rät Richard Zach: „In der Helle sollt ihr küren!“ – Denn: „Die Stadt gebiert den klaren Bau von morgen!“ Das wahre Wesen der Stadt liegt für den Dichter in ihren Fabriken, den „hellen Hallen um den Riesenblock der Werke“; sie ist „des Landes treibendes Herz/... sein prüfender, prägender Sinn“, denn: „Die Stadt formt das Werkzeug aus formlosem Erz/und verwandelt Mühsal in Gewinn.“ Damit dieser Gewinn einmal für all jene da ist, die produktiv tätig sind, also eigentlich den Reichtum schaffen, bedarf es der Erkenntnis und des Willens zum Handeln. Vor allem auch der Solidarität – denn:

Wir tragen doch alle die gleichen Schwielen!
Das Brot wächst am Acker und in den Mühlen.
Die gleiche Kraft schwingt in Sense und Hammer,
in Pflugscharknirschen, Maschinengejammer.

Auch wenn die Form der Ordnung „einst einzig ... durch die Taten (bestimmt) (wird)“, mahnt der Dichter zur Vorsicht:

Welten wollt ihr neu erbauen –
und ihr faselt und ihr träumt?
Weihrauchfässer weggeräumt
sollt in kühle Helle schauen.
Götter wollt ihr einmal stürzen –
und sucht heimlich schon Ersatz?
Euer Aberglaubenschatz
läßt sich dieserart nicht kürzen!

Wenn nun diese „vielen, vielen mit den wieder vielen Mängeln“, zu denen Richard Zach auch sich selbst zählte, soweit durch Arbeit in jeder Hinsicht gereift sind, daß sie ihre „Mängel“ entsprechend handhaben können, dann können auch die letzten Schritte in diese, ihre „neue Zeit“, die „jubilend ... im Arbeiterkleid“ erstehen wird, gegangen werden. Sein Zukunftsbild trotz jeder andernorts böswillig unterschobenen Behauptung von Gleichmacherei:

Nicht wie Nummern sollt ihr formlos leben.
Jedem sollt ihr gebührende Rechte geben.
Aber jeder ebenso wisse und merke:
erst in der Gemeinschaft ruht sieghafte Stärke.

D. ICH LEBE DOCH

Zum vierten Gedichtezyklus, aus dem schlagartig einbrechenden, alles verrückenden Erlebnis geboren *Ich lebe doch*, war nur noch der Rahmen nötig und die Umstände. – Ein wenig Zeit, ein wenig freieres Aufatmen können...

Der vierte Themenkreis ist nicht näher beschrieben. Doch deutet vieles darauf hin, daß es sich bei diesem „schlagartig einbrechenden, alles verrückenden Erlebnis“ um seine Haftzeit bzw. um die auch nach der Verkündung seines Todesurteils verinnerlichte Erkenntnis und Hoffnung handelt: „Ich lebe weiter.“ Dem ersten Themenkreis als „Anfang und Ende“ im Zachschen Gedicht und Leben charakterisierten gemäß, stellt dieser vielleicht die wichtigste Apperzeptionsspanne dar – aufgehoben im Zachschen Wort: „Mitten drinnen pulse ich.“ Einerseits begriffen als Abstraktum hinsichtlich der Entwicklung eines einzelnen Menschen in und mit der gesamten Menschheit, in und mit dem „Leben“ in Hinblick auf seine Ewigkeit und Unendlichkeit; andererseits in des Menschen ständiger Vergegenwärtigung, als stetes bewußtes Wahrnehmen der konkret vorhandenen, erfahr- und veränderbaren Realität, hier insbesondere der Haftzeit.

Es entspricht wohl nicht der Zellen-Realität von Richard Zach, dient aber einer lesbareren Vermittlung, die auf diese Zeit bezogenen Gedichte in aufeinanderfolgenden Phasen – Zweifel-Hoffnung-Gewißheit-Glaube – darzustellen. Die „kleinen Wunder“ der „Frühzeit“ tauchen hier wieder auf, werden aber unter den Bedingungen der Haft offenbar noch bewußter, d.h. vor allem ich-bezogener, wahrgenommen. Wie sehr gewinnen in einer so erdrückenden Situation, in der sogar „die kleinen Vögel (leiser) singen“, in der die „Gräser frösteln, weil sie keine Strahlen netzen“, wie sehr gewinnen da jene kleinen Dinge an Bedeutung – vermitteln sie doch auf ihre Art ein wenig Leben, Lebhaftes von „draußen“:

Ich riß mir ein Blatt von der Linde
heimlich, als es niemand sah.
Nun liegt es auf meinem Spinde,
vom Leben ein Angebinde...
Der Frühling scheint jetzt so nah.

Immer wieder wird die eigene Situation und die der Leidensgenossen metaphorisch beschrieben: „Um Sonne flehend schlägt der Baum/die dünnen nackten Zweige zusammen.“ Bestimmend bleibt: „Die Nächte frieren/Die Tage hungern.“ Das Gefühl: „Ein Stundenverlängern./Ein Leben verlieren.“, verbunden mit physischem Drangsal erzeugt Müdigkeit, Niedergeschlagenheit und Verzweiflung:

Das Feuer ist herabgebrannt.
Wer nährt's?
In Asche stiert die Knochenhand.
Ein Eiswind weht. Die Wärme schwand...
Wer wehrt's?

Vermutlich um Kraft zu schöpfen, versucht der Dichter, auch in der Statik seines Haftlebens sich jene im

Grunde doch immer wieder sieghafte Entwicklung zu vergegenwärtigen:

Ich will nicht in den Rätselraum verschweben.
Ich spüre bloß die Normen mich durchweben,
nach denen alles sich bewegt,
und weiß im Innersten, mein Streben
war recht, mein Ringen. Siegen muß das Leben,
ob mich auch der Haß erschlägt!

Die ganze Haftzeit Richard Zachs scheint von einer den Umständen trotzen lebensbejahenden Grundstimmung durchflutet gewesen zu sein, die, zuerst oft latent, in den letzten Monaten immer stärker hervortritt und bestimmend wird:

Bewegte Herzen brauchen keine Wehr
und führen ihre Werke doch zum Schluß.
Verbluten sie – dennoch, in steter Kehrpulst
Raum und Zeit, gebiert das tiefe Muß.

Indem der Dichter seinen Henkern so entgegentritt, auch „ihr Werk“ in den „Rahmen“ der Entwicklung des ewigen und unendlichen Lebens stellt bzw. jenes aus eben diesem Rahmen „fallen läßt“, wendet er zugleich das ihn Bedrohende gegen sie:

Sie können uns das Leben nehmen,
gewiß, das können sie.
Die tiefe Kraft in uns zu lähmen
vermögen sie doch nie!
Und was sie heute schänden,
wird sich schon morgen wenden
als Flamme gegen sie.
Und:
Ihr mögt unsere Söhne binden!
Die Enkel erheben sich neu
und werden sich Waffen finden
und – ihrer Verpflichtung getreu –
ein Ende bereiten dem Schinden!

Die Bemühungen seines Bruders, Alfred Zach, der heute wie Richards ehemaliger Zellennachbar Alois Geschwinder und dessen Frau, die frühere Mitstreiterin Elfriede Neuhold, in Graz lebt, und anderer führten dazu, daß Gedenktafeln angebracht wurden, eine Gasse in Graz nach ihm benannt ist usw. und vor allem, daß die geretteten Gedichte heute über das Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands in Wien oder über Herrn Alfred Zach eingesehen und bearbeitet werden können.

Das offizielle Österreich hat scheinbar, wie auf so viele andere aufrechte Antifaschisten, auch auf Richard Zach vergessen. Es blieb wenigen Herausgebern überlassen, Gedichte zu veröffentlichen. Die Publikationen sind heute schon längst vergriffen und werden, da es an finanzieller Unterstützung mangelt, nicht wieder aufgelegt.

Man weiß noch nicht genau, wie und warum, aber bei der Staatsvertragsfeier am 15. Mai 1985 wurde Richard Zach vom französischen Außenminister Roland Dumas als ein Beispiel des opferreichen Widerstandskampfes von Österreichern genannt.

**Konstantin Kaiser
NICHT FREMDE WEITE.
DER LYRIKER, JOURNALIST,
ÜBERSETZER JOSEPH KALMER**

„Es sind, wenn man das Bild der gegenwärtigen Literatur in Österreich zum Vergleich heranzieht ..., viele Habenpunkte für die Emigration zu buchen. Sie hat, so paradox das auf erste Sicht hin aussehen mag, das österreichische Literaturgut erweitert, vielleicht sogar deshalb, weil sie die Heimat im Weltmaßstab sieht und nichts überwertet, was die Literatur zu Hause als einzigartig anzusehen geneigt ist.“¹ Was Joseph Kalmer 1946 zu bedenken gab und – in einem gewissen Sinn – bis zu seinem Tod (1959) zur Richtschnur seiner literarischen Arbeit machte, ist in der späteren Erforschung der deutschsprachigen Exilliteratur vielfach vernachlässigt worden: der Zusammenhang mit der Literatur der Exilländer, bzw. die Wechselwirkung mit den spanischen, tschechoslowakischen, italienischen u.a. Exilliteraturen. Vernachlässigt wird auch das Kapitel der Wechselwirkungen zwischen deutscher und österreichischer Literatur; die Ersetzung des Wortes „deutsch“ durch das andere Wort „deutschsprachig“ bietet dafür keine Lösung, sondern verdeckt nur das Problem. Wenn die internationalen Aspekte wenig Beachtung finden, ist es nicht erstaunlich, daß auch jene, die als Mittler zwischen den Sprachen bedeutsam sind, leicht der Vergessenheit anheimfallen. Zu ihnen gehörte Joseph Kalmer, den Erich Fried seinen „literarischen Lehrmeister“² genannt hat, den auch Theodor Kramer als den Geburtshelfer seines ersten Gedichtbandes *Die Gaunerzinke* (1928) bezeugte³, und der aus 33 Sprachen übersetzt hat.⁴

Kalmer wurde am 17. August 1898 in Nahrybka (damals Österreich-Ungarn, heute Polen) bei Przemysl geboren.⁵ Er besuchte zunächst eine polnische Volksschule; die Familie übersiedelte, „als er etwa sieben Jahre alt war“, nach Wien. Wann die jüdische Familie Kalmus dort den Namen Kalmer angenommen hat, ist nicht bekannt. In Wien besuchte Joseph das Gymnasium, diente im Ersten Weltkrieg dann als sogenannter „Einjährig-Freiwilliger“ in der österreichisch-ungarischen Armee, wurde Offizier, worauf er auch später noch „sehr stolz“ gewesen sein soll⁶, und geriet schließlich in russische Kriegsgefangenschaft. In ihr hat er Russisch – zumindest den Anfangsgründen nach – erlernt.⁷

Kalmers Vater muß ein vermögender Mann gewesen sein (sein Vermögen wird noch heute von Wien aus in der Form einer Stiftung zur Unterstützung jüdischer Hochschüler verwaltet⁸). Max Kalmer (1874–1966), zuletzt Beamter des österreichischen Handelsministeriums, überlebte nicht nur seine Frau Rose (geb. Blumenfeld, gest. 1950), sondern auch seine beiden Söhne Joseph und Fritz (gest. 1959). Er wünschte, daß sein Sohn eine Laufbahn im Bankwesen einschläge; tatsächlich war Kalmer kurze Zeit als Fremdsprachenkorrespondent einer Bank tätig.

Doch wandte er sich sehr bald der Literatur und der Journalistik zu. So fungiert er im Oktober 1921 als literarischer Leiter der nur in wenigen Heften erschienenen Zeitschrift „Ver“ (Frühling)⁹, ist Redakteur der „Welt am Morgen“, eines gleichfalls kurzlebigen Tageszeitungsprojekts¹⁰, und findet sich 1926 als Lektor im Verlag Dr. Zahn und Dr. Diamant, in welchem im selben Jahr seine *Europäische Lyrik der Gegenwart* und sein einziger eigener Gedichtband *Flug durch die Landschaft* herauskommen.

In diese Zeit datiert der Beginn seiner Freundschaft mit Theodor Kramer und seines Briefwechsels mit Otto Basil. Rudolf Felmayer, offenbar in den dreißiger Jahren mit ihm befreundet, beschreibt ihn folgendermaßen:

Joseph Kalmer, von seinen Freunden Beppo genannt, war schlank, mittelgroß und geschmeidig, von französischem Typ, etwa wie Maurice Ravel und Sacha Guitry. Ich sehe ihn noch in seinem alten Wiener Arbeitszimmer gleich einem Panther seinen riesenhaften runden „Ablege“-Tisch umschleichen, auf dem sich Briefe und Manuskripte türmten, und der von niemandem berührt, geschweige denn in Ordnung gebracht wurde – und mit unfehlbarem Griff diesem Papierberg das Gesuchte entreibend ...¹¹

Für die fünfziger Jahre charakterisiert Gertraud Kanda seine äußere Erscheinung mit Ausdrücken wie: großbürgerlicher Habitus, auf Komfort und distinkte Kleidung bedacht, im äußeren Stil eher konservativ.¹²

„Michael Amon“ war das Pseudonym, unter dem Kalmer die Kurzgeschichten eines anderen Bekannten, Alfred Magaziner (zuletzt Redakteur der sozialistischen Monatsschrift „Die Zukunft“, Wien), schon in den zwanziger Jahren vertrieb.¹³ Kalmer muß sich also bereits damals neben seinen anderen Tätigkeiten als Korrespondent der „Prager Presse“ u.a.m. mit dem Aufbau einer literarischen Agentur befaßt haben. Er bereiste in den dreißiger Jahren den „Krisenherd“ „Abessinien“ (Äthiopien)¹⁴, studierte Sinologie, Anthropologie, Ethnologie und lernte Hindi. Seine Übersetzungen aus dem Chinesischen beruhen auf den chinesischen Vorlagen.

Über seine Einstellung zum „Ständestaat“ 1934–1938 ist nichts bekannt, doch dürfte er politisch links gestanden sein, ohne einer Partei oder Gruppe angehört zu haben.¹⁵

Über die Umstände seiner Exilierung aus Österreich nach der Okkupation des Landes durch Hitlerdeutschland berichtet er selbst äußerst knapp: „Vielleicht entschieße ich mich jetzt“ (1947), „eine Kleinigkeit über die Karajangasse zu schreiben, wo ich im Juni und Juli 1938 von der Gestapo als ‚jüdischer Südeljournalist‘ gefangen gehalten wurde und mich am Tag vor dem Abtransport nach Dachau ein chinesisches Visum (braver Dr. Feng Shan-Ho!) rettete.“¹⁶ Jedenfalls gelangte er nicht nach Shanghai, sondern nach Prag, wo er bis zum August 1939 lebte und zusammen mit Paul Roubiczek¹⁷ Material für das gemeinsame Buch über Jan Hus sammelte.¹⁸ „Als die Hitlertruppen die Tschechoslowakei besetzten, flüchtete Kalmer ... buchstäblich in letzter Minute

mit dem Flugzeug nach England.“¹⁹ Die Überstürztheit der Flucht ist auch durch eine Anmerkung in der englischen Ausgabe belegt, in der die Autoren den Mangel eines bibliographischen Apparats damit entschuldigen, daß es ihnen erst kurz vor Kriegsausbruch gelungen sei, die Tschechoslowakei zu verlassen und sie außer dem Buchmanuskript (das ursprünglich in deutscher Sprache geschrieben sein dürfte) alle Unterlagen auf der Flucht eingebüßt hätten.²⁰ Anzunehmen ist, daß auf dieser Flucht weit mehr verlorengegangen ist als eine Bibliographie.

In England wurde Kalmer zunächst von der Society of Friends (Quäkergemeinde) unterstützt, was sein Nahverhältnis zur Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Österreichs (SDAPÖ, heute: SPÖ) belegt. Denn die österreichischen Sozialdemokraten hatten schon in der Zeit des „Ständestaates“ beste Verbindungen zu den Quäkern, vertreten namentlich durch die Schokoladedynastie Cadbury, gepflegt; Verbindungen, die nun den Sozialdemokraten auch im Exil nützlich waren.²¹ Möglich ist, daß sich Kalmers alter Freund Magaziner, der England über Jugoslawien und Italien bereits früher erreicht hatte, für Kalmer eingesetzt hat.

Den Weg zur Fortsetzung seiner beruflichen Tätigkeit ebnete ihm ein inzwischen naturalisierter Wiener Journalist und Karikaturist, Frederic Joss. Fritz Josefovics (Wien 1908 – Hongkong 1967)²², wie sein eigentlicher Name lautete, war in Wien von Kalmer gefördert worden. Kalmer erhielt eine Anstellung als „Science Editor“ im „Ministry of Information“²³ und schrieb in der Woche ein bis drei Artikel für dessen „European Correspondence“, die die Aufgabe hatte, die Zeitschriften der damals freien Welt mit antinazistischem Propagandamaterial zu versorgen. Diese Artikel wurden in bis zu dreißig Sprachen übersetzt. Daneben war er „Monitor“ für tschechische Neuigkeiten bei der Zeitung „News Chronicle“ und Korrespondent des „Argentinischen Tagblattes“, „Buenos Aires“²⁴. Bei dem mit offizieller britischer Unterstützung erscheinenden „Londoner deutschen Wochenblatt“ „Die Zeitung“ ist er ein regelmäßiger Mitarbeiter²⁵.

Bedeutsamer für die Geschichte der österreichischen Emigration in Großbritannien war Kalmers intensive Mitarbeit an der vom Austrian Center in London und vom Free Austrian Movement (FAM)²⁶ herausgegebenen Wochenzeitschrift „Zeitspiegel“.²⁷ Für den „Zeitspiegel“ verfaßte Kalmer Kurzgeschichten, übersetzte Gedichte und schrieb vor allem fundierte Berichte über die militärische und die internationale politische Lage. Mit Ausnahme des Chefredakteurs, Jenö Kostmann, bestand die Redaktion aus zwar ziemlich begabten, journalistisch aber unerfahrenen österreichischen Flüchtlingen, für die Kalmer aufgrund seiner umfassenden Sprachkenntnisse und der Tatsache, daß er ein wirklich professionell arbeitender Journalist war, der z.B. über sein eigenes privates Schnitarchiv verfügte, sehr wertvoll wurde.²⁸

Bekanntlich waren das Austrian Center und die FAM von der Gruppe österreichischer Kommunisten

in Großbritannien initiiert worden, was das Zusammenwirken mit politisch ungebundenen Repräsentanten des kulturellen Exils wie Sigmund Freud, Elias Canetti, Robert Neumann und Oskar Kokoschka nicht ausschloß. Über Kalmers Haltung zu den Kommunisten schreibt Hilde Nürnberger-Mareiner:

Über seine Haltung zur Gruppe österreichischer Kommunisten kann ich nichts wirklich Eindeutiges sagen, weil nämlich überhaupt schwer zu sagen ist, was Kalmer dachte, man weiß nur, was er sagte. (...) ... er hat keinerlei politische (oder parteipolitische) Bekenntnisse abgegeben ... er war aber ganz gewiß kein Kommunist. Er fühlte sich als Österreicher, wenn auch nicht in einem kleinlich-patriotischen Sinne, weil er sehr weltoffen war ... (...) ... Kalmer war nicht der Typus eines ‚Aktivisten‘, nicht einmal auf kulturellem Gebiet. ‚Beppo‘ ... war sehr lieb, sehr hilfsbereit, solidarisch – aber durchaus kein ‚Kollektivmensch‘, ein sympathischer Individualist, im allgemeinen eher reserviert und manchmal auch recht spöttisch – weil er wohl sehr hohe Ansprüche stellte –, aber niemals wirklich boshaft.²⁹

Wie etwa 90 Prozent der österreichischen Exilanten in England ist Kalmer nach Kriegsende nicht nach Österreich zurückgekehrt. Sein fester Wohnsitz blieb London, doch nahm er recht bald wieder Kontakte in Österreich auf und reiste häufig nach Wien. Ob er versucht hat, sich in Österreich eine Existenz zu schaffen, daran aber gescheitert ist (worauf manches hindeutet³⁰), ist nicht ganz klar. Das offizielle Österreich – und dies ist ein noch ungeschriebenes, äußerst schmachliches Kapitel der Nachkriegsgeschichte – hatte alles andere als offene Arme und Hände für rückkehrwillige Exilierte.

Kalmers Tätigkeit bis zu seinem Tod scheint sich nach 1945 entlang von zwei Achsen organisiert zu haben. Erstens die „Agentur Kalmer“, die nach seinem Tod von seiner Witwe weiterbetrieben wurde. Vertrieben wurden Kurzgeschichten von vorwiegend jungen österreichischen Autoren, und zwar sowohl im ganzen deutschen Sprachraum als auch in Übersetzungen. Kalmer übersetzte – oder ließ übersetzen – englische und amerikanische short stories (eine Gattung, die in den fünfziger Jahren ihre größte ‚Konjunktur‘ hatte). Unter den so betreuten Autoren – manchen war es eine wichtige Starthilfe – finden sich Namen wie Hermynia zur Mühlen, Fritz Bruegel (die gleich Kalmer im englischen Exil geblieben waren), Lida Winiewicz, Hannelore Valencak, Anneliese Meinert (Pseudonym für Rosa Alice Kraus), Herbert Zinkl, Josef Sills, u.v.a. Allerdings war die literarische Agentur – beispielsweise soll eine Geschichte einmal an 28 verschiedene Zeitungen verkauft worden sein – nur ein Broterwerb. Bei diesem Geschäft wurde genau kalkuliert, welche Zeitung wann bereit sein könnte, eine bestimmte story abzunehmen.³¹ Doch setzte sich Kalmer, zum Teil erfolglos, auch für die Publikation bzw. Aufführung ihm wichtig erscheinender Werke von Erich Fried³² und Elias Canetti³³ ein.

Die zweite Achse war die Arbeit als Übersetzer, die sich immer mehr ausweitete. Noch kurz vor seinem Tod trug er sich mit dem Projekt „einer Neuübertragung des Gesamtwerkes von Jean-Arthur Rimbaud“³⁴. Dieses Projekt scheint tatsächlich

abgeschlossen worden zu sein; wiederaufgetaucht ist bislang nur ein Manuskriptband mit den Übersetzungen der *Erleuchtungen* (Illuminations) und von *Ein Sommer in der Hölle* (Une saison en enfer).³⁵ Im Sommer 1956 erlitt Kalmer einen ersten Herzinfarkt, dem ein zweiter und dritter, jeweils bei Aufenthalt in Wien, folgten. Dem dritten erlag er in Wien am 9. Juli 1959, nicht ganz 62 Jahre alt.

Die Person und das Werk Kalmers setzen ihrer Erforschung einige besondere Schwierigkeiten entgegen. Kalmers außerordentliche Vielseitigkeit, verbunden mit dem Mangel an sogenannten „Hauptwerken“, macht es zu einem anstrengenden Unterfangen, ihm auf all die Gebiete der Geschichte und Literatur zu folgen, deren er sich im Laufe seines produktiven Lebens bemächtigt hat. Doch läßt sich diese Vielseitigkeit nicht mehr nach dem klassischen Ideal der harmonischen Persönlichkeit deuten, sie entfaltet sich in einer Vielheit disparater, gegeneinander aparter Tätigkeitsfelder und Lebensbezüge, die nicht organisch ineinander übergehen. Bezeichnend dafür ist, daß die Mehrzahl derer, die mit Kalmer – oft durch lange Jahre – zu tun hatten, kaum Näheres über seine anderen Interessen zu sagen wußten. So zählte für Magaziner praktisch nur der literarische Agent und Journalist Kalmer, und Kanda erfuhr erst im Gespräch mit dem Verfasser von dem Lyriker Kalmer.³⁶

Zum anderen war Kalmer, zumindest in den späteren Jahren, kein „Bekannter“, sprach sich praktisch nie über seine Parteinahmen, Absichten, Wünsche aus, trat, was seine subjektive Reflexion anlangt, ganz hinter die Sache zurück, der er sich gerade widmete. Erica Kalmer meint, er habe stets nur sachlich korrespondiert, nicht privat, und glaubt nicht, daß er sich auf „irgendwelche literarische Abhandlungen mit Kollegen oder anderen Dichtern“ eingelassen habe.³⁷

Schließlich sind die Übersetzungen Kalmers vielleicht der wichtigste Teil seines Lebenswerkes. Das geistige Profil eines Übersetzers – sofern er überhaupt selbst die Initiative ergreift – ist primär dadurch bestimmt, was er übersetzt hat, und dann erst dadurch, wie er übersetzte. Kalmer hat ohne Zweifel die fremdsprachigen Werke, die er ins Deutsche übertragen hat, in der Regel selbst ausgesucht und danach den österreichischen oder deutschen Verleger dafür gesucht. Freilich fanden sich in seiner Hinterlassenschaft auch hier keine Aufzeichnungen über die Motive, die ihn zu diesem oder jenem bewegt haben.³⁸ Man kann den Motivationszusammenhang nur rekonstruieren.

Erwähnenswert ist, daß Kalmer in österreichischen Forschungsstätten und Bibliotheken praktisch nicht existent ist. In dem monumentalen Werk von Gerd Kaminski und Else Unterrieder *Von Österreichern und Chinesen* kommt er vor – unter dem aufgelösten Pseudonym Joe Chalmers, als welcher er im „7-Tage-Blatt des Telgraf“ vom 19. Jänner 1938 über den Gegensatz von Kuomintang und chinesischen Kommunisten schrieb.

Kalmer hat als Lyriker und als Übersetzer von Lyrik

begonnen; seine ersten Gedichte soll er in französischer Sprache geschrieben haben. Der schmale Gedichtband *Flug durch die Landschaft* (36 Gedichte) ist seine einzige selbständige Publikation als Lyriker geblieben. „Obwohl dem Geburtsjahrgang nach der expressionistischen Generation zugehörig“, meint Otto Basil 1958, „war Kalmer, in dem wir einen der wenigen echten Neosymbolisten Österreichs sehen, dem Krampf des literarischen Expressionismus nicht verfallen.“⁴⁰ Dem Geburtsjahrgang gehört Kalmer aber nicht der „expressionistischen Generation“ an, sondern der „anonymen Generation“, ein Wort, das Wilhelm Szabo mit Blick auf die österreichische Lyrik zwischen 1918 und 1945 geprägt hat, „das Intervall also zwischen Trakl und Celan.“⁴¹ (Unausgesprochen liegt in dieser Wendung die Vorstellung eines Wellentals zwischen Wellenbergen. Der Verfasser kann dem nicht beipflichten, zumal die „Anonymität“ dieser Generation vielfach der faschistischen Unterdrückung geschuldet ist, der sie schließlich ausgesetzt war – und demnach der Verdrängung). Auch die Rede vom „Krampf des literarischen Expressionismus“ ist fragwürdig. Dennoch ist die Einschätzung Basils, mit dem Kalmer über dreißig Jahre in Verbindung stand, von Interesse. Sie ist in der dürren Form einer Klassifikation ausgesprochen; die Widersprüche, an denen Kalmers Lyrik schließlich zugrunde ging, sind so nicht einmal erahnbar.

Basil (1901–1983) ist als Vertreter der „inneren Emigration“ zu erachten; die ‚Nazizeit‘ verbrachte er als Angestellter der Böhler-Werke in Wien.⁴² In den zwanziger Jahren war er von Oswald Spengler „ungeheuer beeindruckt und bin es zum Teil heute noch“⁴³. Daß er die nationalsozialistische Katastrophe zunächst auf der Linie Spenglers zu bewältigen suchte, zeigt sein Gedicht *Nachruf auf Europa*, das er selbst auf 1944 datiert hat. Der Zusammenbruch Hitlerdeutschlands wird in ein Geschehen von nahezu kosmischen Ausmaßen eingebettet, den „Untergang des Abendlandes“: Eine Apokalypse ohne Erlösung, in der die konkreten historischen Voraussetzungen, der Katastrophe ebenso verschwinden wie die Anstrengungen, dem Verhängnis zu steuern.⁴⁴ Kalmer zeigt sich davon „tief beeindruckt“ und klassifiziert Basils Hervorbringungen seinerseits – in einem Artikel für Encyclopädia Britannica, Jahrbuch 1948 – als „geglückte Verbindung von Symbolismus, Neoromantizismus und aktueller Bedeutung“⁴⁵. Die wechselseitig verliehenen Epitheta konvergieren also; nichtsdestotrotz sind sie bei Kalmer wenig zutreffend.

Wie Hugo Huppert (in seinen Anfängen)⁴⁶ und Ernst Waldinger⁴⁷ – Exilschriftsteller, die der Generation Kalmers angehören – ist Kalmer von der Lyrik Hofmannsthals fasziniert, wo

„...Gesang im Atem weht,
daß er sich dem Worte eine.“
(„Widmung mit den Gedichten von Hofmannsthal“⁴⁸)

Als musikalische Schwingung, als Klang soll das Weitere, Offene, vordergründig nicht Faßbare in der Geschlossenheit des oft rondeauhaft abgeschlosse-

nen lyrischen Gebildes gegenwärtig sein. Der Geschlossenheit der Form entspricht die bühnenbildartige Begrenzung des Szenarios, das schockhaft (dieser Ausdruck ist hier nur cursorisch angebracht) von einem Ausblick ins Uferlose, in eine Weite mit offenen Horizonten durchbrochen wird. Den Übergang dazu macht gewöhnlich eine Musik-Metapher.

Und ich stehe stumm. Da hingegeben
Händen und des Lichtes Melodie.
Und ein uferloser Geist im Schweben
einigt Dimension und Harmonie. („Gegenüber“⁴⁹⁾

Die langsame Bewegung der Beobachtung, die schrittweise das Intérieur (man muß es fast so nennen) der äußeren Umgebung erkundet, kommt an einem Detail zum Stillstand. Dieses Detail wächst nun, indem es stillgestellt wird, aus dem Fluß der Zustandsschilderung heraus und erfüllt damit die Funktion, symbolhaft auf ein Allgemeineres, Größeres, Umfassenderes, in dem zugleich auch die unglückliche Gedoppeltheit von Beobachtung und Beobachtetem aufgehoben ist, zu verweisen. So gedämpft dieses Innehalten der Bewegung ist, es müßte doch zerreißen auf die Form des Gedichts zurückwirken; die starke Betonung des Melodischen im Metrum und in der Wortwahl (die Reimworte sind nicht semantisch, sondern überwiegend phonetisch aufeinander bezogen) hat die Aufgabe, das, was durch seine Abstraktheit aus der Konkretheit des Gedichts auszubrechen droht, in dessen Harmonie zurückzubinden. Das Hereinspielen eines Entgrenzten, das ohne wirkliche Konkretion bleibt, soll den im Szenario gegenwärtigen Figurationen ein Pathos verleihen, das sie dem Abgleiten ins Idyllische enthebt.

Wichtig ist hier nicht, ob das von Kalmer angewandte poetische Verfahren neu war. „Neu“ war es, vom Resultat her betrachtet, sicher nicht. Was relativ neu ist, ist die Problemstellung, wenngleich sie nicht ohne weiteres kenntlich wird. Wie Albert Ehrenstein und Hugo Sonnenschein⁵⁰ vor ihm reibt sich Kalmer an der Geschlossenheit des traditionellen lyrischen Gedichts, welche der Widerschein sozialer Verhältnisse ist, die durch den Mangel an Demokratie im täglichen Leben, die unterwürfige Haltung der Individuen und die Eingeteiltheit ihrer Tätigkeiten gekennzeichnet ist. Die Schranken, in denen er die Lösung des Problems poetisch denken kann, sind spezifische – der kulturellen Tradition und der realen Reichweite des republikanischen Aufbruchs in Österreich nach 1918. Das einzige Gedicht in *Flug durch die Landschaft*, das sich einem freien Rhythmus zumindest annähert, ist bezeichnenderweise die „Anrufung Walt Whitmans“:

Du, heute noch Rufer
von der Welt anderem Ufer,
wer erfuhr dich wie wir:
deine Enkel in greller Zeit.⁵¹

Die „grelle“ Zeit, die Gegenwart Kalmers, stößt einerseits den Horizont zu einer wahrhaft kosmopolitischen Lebensform der Individuen auf (sowohl technisch als auch durch die Einbeziehung aller Erdteile

in ein dramatisches Weltgeschehen), andererseits beengt sie durch die Organisationsform der Arbeit – deren gesteigerte Produktivität ja letztlich jene neuen Horizonte aufgestoßen hat – die Individuen quantitativ (räumlich-zeitlich) und qualitativ (Eintönigkeit und äußerliche Verbundenheit ihrer Operation) in einem gerade von der Intelligenz bislang nicht erfahrenen Maße.

Zwischen Maschinen gesperrt,
sitzend in dumpfen Ämtern,
träum' ich von deinen Halmen,
die mich sonntags lieblosen sollen.

(„Anrufung Walt Whitmans“)

Während das Wandern Whitmans in der großartigen Vision einer Welt der Aufgebrochenen, der Gehenden mündet, in der jeder bei jedem „Aufnahme“ findet (und ein franziskanisch anmutender Begriff universeller Liebe darin schwingt, eine Schwingung, die der österreichischen Lyrik in der Regel abgeht), verwandelt sich hier der Traum selbstbewußter Freiheit in feiertägliche Sehnsüchtelei nach „der Welt anderem Ufer“. (Anzumerken ist, daß Kalmer diese Diskrepanz zwischen Erwartung und ihrer Vergegenwärtigung nicht reflexhaft ausagiert, sondern auch darstellt. Das von den „Grashalmen“ träumende Ich ist nicht einfach identisch mit dem Autor). Solche lyrische Innigkeit wird schließlich zum Hindernis, den ungeheuren Weltinhalt konkret anzueignen, den sie in abstracto beschwört. Der Lyriker Kalmer mußte zugrundegehen um der Annäherung willen an das, was er in seiner Lyrik gemeint hatte. (Als Übersetzer hatte er die austriakische Enge seiner Poesie längst überschritten; der Widerspruch war also im Selbstgefühl des Dichters manifest.)

Zugrundegehen ist – im Unterschied zum bloßen Verkommen – eine produktive Leistung; Vorbild war für Kalmer Rimbauds Abwendung von der ‚abendländischen Kultur‘, ein Gestus, der dessen Werk rückwirkend neu perspektivierte. Was für Rimbaud Äthiopien war, war für Kalmer die Erfahrung des Exils in England: Das Exil gräbt allem Exotismus, aller Faszination durch die absolute Fremdartigkeit ferner Lebenswelten die Wurzel ab. Zugleich fällt das Exil Kalmers in eine Periode, in der mit dem Krieg der alliierten Mächte zur Niederwerfung des Faschismus in Europa ein beschleunigtes Erwachen der „Kolonialvölker“ aus ihrer scheinbaren Geschichtslosigkeit einhergeht (in einem gewissen Sinn gehörten die Völker des Balkans – damals noch – zu ihnen). Freilich hatte der Journalist, der ‚Reiseschriftsteller‘ Kalmer schon früher die lyrischen Scheuklappen abgelegt. Der Abgesang von Kalmers Lyrik, das Gedicht *Skizze*, enthält die vielleicht schönsten Zeilen, die er geschrieben hat.

In einem Vorstadtgarten
bei buntem Tischtuch und Wein
saßen wir unter zarten
Bäumen im Laternenschein.

Da trat eine schmale
chinesische Scheibe Mond
aus einer Wolkenschale
und der Himmel schien bewohnt

Gar nicht fremde Weite
sondern volkreich an Lichtern und laut
und so seltsam die Nähe wurde
die Ferne kam heran und war alt und vertraut.⁵²

Kalmers Analogie zu Rimbaud – so sehr er selbst im Vergleich mit Rimbaud lebte und immer wieder auf ihn zurückkam – darf nicht überzogen werden; vor allem teilt er nicht mehr die exotistischen und imperialistischen Illusionen (Illusionen in neue, ungeahnte Möglichkeiten für den ‚abendländischen Menschen‘ auf einem gewaltsam aufgetanen Erdball), die gewöhnlich mit der Legende Rimbaud verknüpft sind. Er ist ein „Rimbaud“, der – um an Paul Nizans 1931 erschienenen Pamphlet zu erinnern – sein „Aden“ erlebt hatte.⁵³

„Alle Gedichte, die nicht enthalten sind in *Flug durch die Landschaft*, sind von 1938 bis 1945 entstanden.“ (Erica Kalmer)⁵⁴ Die journalistische Arbeit, die durch die Tageserfordernisse dazu zwingt, sich mit den entlegensten und scheinbar entgegengesetztesten Materien zu befassen, ohne Rücksicht auf die verletzliche Innigkeit des Gemüts zu nehmen, ist für Kalmer nach 1927 die Hauptachse seiner Tätigkeit. Die im antifaschistischen Exil entstandenen Gedichte rekapitulieren poetisch die Schranken, an die Kalmer als Lyriker gestoßen war, und besiegeln gerade dadurch den Untergang des Lyrikers Kalmer.

Aus der Fülle von journalistischen Beiträgen Kalmers – bemerkenswerterweise hat er kaum je über Kulturereignisse berichtet, seine Spezialität war eher die sachkundige Berichterstattung über die Hintergründe aktueller internationaler Konflikte – ragen zwei Sachbücher heraus, das zusammen mit Graf Ludwig Huyn verfaßte⁵⁵ *Abessinien*-Buch (1935) und das schon erwähnte Buch über Jan Hus.

Das Buch über Abessinien erschien auf dem Höhepunkt der „Abessinien-Krise“ praktisch gleichzeitig in deutscher, norwegischer, italienischer, polnischer und tschechischer Sprache. Das Land, in dem es herauskam, Österreich, war mit dem faschistischen Italien seit den „Römischen Protokollen“ 1934 eng verbunden. Die dem „Bundeskanzler“ und Diktator Schuschnigg nahestehenden „Ostmärkischen Sturmcharen“ rüsteten zu einem „österreichischen Expeditionskorps für Abessinien“, für welches u.a. mit folgenden Argumenten geworben wurde:

„Die Gefahren einer Verwundung sind in Kolonialkriegen fast ausgeschlossen, da die unzivilisierten Schwarzen weder über die entsprechenden modernen Waffen verfügen, noch deren Handhabung kennen.“

„Was die Krankheiten anbelangt, so glaubt heute kein vernünftiger Mensch mehr an das angeblich ungünstige Klima Abessiniens.“⁵⁶

Das Buch nun ist in der vordergründig harmlosen Form eines Reiseberichts abgefaßt; persönliche Erlebnisse wurden nur eingestreut (eigentlich nur, um gelegentlich die Glaubhaftigkeit des Berichts zu unterstreichen). Die Exkurse über Klima, Wirtschaft, Politik, Geschichte nehmen den breitesten Raum ein. Die Hinweise auf das ungesunde Klima (dünne Höhenluft in der Bergregion, brütende Hitze in den Niederungen), auf Tropenkrankheiten (Malaria, Typhus, Lepra usw.) und auf die für Europäer wenig bekömmliche Nahrung der Bewohner des Landes sind zahlreich. Die Verluste und Entbehrungen der Engländer und Italiener in den bisherigen Kämpfen werden breit ausgemalt, die Anstrengungen des Negus, des äthiopischen Kaisers, seine Armee zu modernisieren, werden eingehend gewürdigt. Die Autoren enthalten sich zwar jeder Stellungnahme, doch zeigen sie anhand von Beispielen – wie dem der „Compagnie du Chemin de Fer Franco-Ethiopiens de Djibouti à Addis Abeba“⁵⁷ – die Profitinteressen auf, die den Anstoß zur kolonialen Durchdringung des Landes gaben. Sie beleuchten die Kollaboration der das Land beherrschenden Feudalherren mit den europäischen Aktionären der Eisenbahn. Sie stellen – einfach indem sie die Vorgeschichte der „Abessinienkrise“ referieren – die Konkurrenz der imperialistischen Mächte Frankreich, England und Italien im Umraum des Roten Meeres dar und geben zu verstehen, daß der italienische Äthiopien-Feldzug eine Folge sowohl der Konkurrenz wie des Zusammenspiels dieser Mächte ist.

Zugleich werden die Lebensverhältnisse des äthiopischen Volkes (im Unterschied zu denen der herrschenden Schicht der „Amharen“) mit Anteilnahme geschildert. Im Leser wird ein humanes Interesse am wirklichen Leben der Völkerschaften Äthiopiens geweckt. Die fundamentale Schwäche des Buches liegt aber darin, daß die Kultur und das Sozialsystem Äthiopiens als seit Jahrtausenden fast erstarrt hingestellt wird; die letzte große Veränderung ward durch die amharischen Eroberungszüge verursacht. Das Land scheint in einen geschichtslosen Gleichgewichtszustand versunken, soweit dieser nicht von außen ins Wanken gebracht wird. So heißt es bei der Beschreibung Addis Abebas: „Alle . . . , die noch nicht im Lande gewesen sind, werden Neues sehen, das uralte und zu sterben verurteilt ist, nach dem Willen der Zeit, die alles vernichtet, was ihr abhold ist. Der modernen Zeit, die mit der Bahn, diesem Nabelstrang der Zivilisation, ins Land gekommen ist.“⁵⁸

Dem Sinn nach ähnliche Formulierungen Kalmers finden sich in ganz anderen Zusammenhängen. Apodiktisch wird in der Einleitung des Jan Hus-Buches festgehalten: „Zivilisation ist überall das Werk fremder Eroberer oder Kolonisten.“⁵⁹ 1954 leitet er in einem Artikel über das indische Kastensystem dessen Existenz aus den Herrschaftsbedürfnissen der die drawidische Urbevölkerung niederhaltender Eroberer ab⁶⁰, ohne sich die Frage zu stellen, wie das Perennieren dieses Systems in der Zeit dann zu erklären sei.

Kalmers Begriff der Zivilisation ist ambivalent. Ei-

nerseits ist „Zivilisation“ der Ort der Geschichte und damit auch des Fortschritts im weitesten Sinne des Wortes. Andererseits entsteht Zivilisation nur durch die Eroberung und die Zerstörung alter selbständiger Kulturen. Als Kultur der Herrschenden ist Zivilisation mit ihren Rivalitäten, Kriegen und Eroberungen nur eine dünne, wenngleich schwer durchdringbare Deckschicht, unter der das wahre Leben der Völker seinen zwar nicht unveränderlichen, doch kontinuierlichen Gang geht. Der Lyriker und Journalist Kalmer bleibt positiv und negativ an eine Zivilisation fixiert, die den Menschen entstellt, indem sie seine Macht ins Ungeahnte erweitert.

Der Nationalsozialismus ist für Kalmer die Steigerung der zerstörerischen Seite der Zivilisation ins Monströse. Er zitiert Rimbauds Ausspruch über die Deutschen am 1. Jänner 1871: „Ich sehe fast die Regierung, die sie erwartet, ein Griff von Eisen und Irrsinn, der die deutsche Gesellschaft kasernieren wird. Und alles das, um am Ende von irgendeiner mächtigen Koalition erdrückt zu werden!“ Kalmer fügt hinzu: „... die exakte Voraussage Hitlers.“⁶¹ Als Übersetzer kann sich Kalmer schließlich einer Literatur zuwenden, die vom Leben der Völker selbst Kunde gibt.

Die Übersetzungstätigkeit Kalmers beginnt 1920 mit dem Projekt einer großangelegten „Bibliothek für die Internationale des Geistes. Phalanx“. Angekündigt waren Schriften von Henri Barbusse, Romain Rolland, Charles Peguy, Jules Romains, Leo Trotzki, Walt Whitman, Georges Duhamel u.a. Erschienen sind neben G.F. Nicolais *Aufruf an die Europäer. Gesammelte Aufsätze nur Die silbernen Schließen* (heute unter dem Titel *Die Geschichte mit dem Silberschloß* im Buchhandel) Maxim Gorkis und *Die Friedenskonferenz* Leo Tolstois, beides von Kalmer übersetzt.⁶² Das Nachwort zu letzterer Schrift gibt einen Einblick in die Beweggründe und die weltanschauliche Konzeption (die der des Expressionismus sehr nahe ist) des fast noch jugendlichen Initiators der „Phalanx“, die eine (hier als Broschürenreihe erfolgende) „Zusammenfassung der Kämpfer für die Internationale des Geistes“ sein soll, eine „Bücherei“, in der „Dichter, Politiker der neuen Weltidee ... zu Wort kommen“ sollen.⁶³

Kalmer möchte mit Tolstoi den Weg aus der „falschen Klassenlogik zur Kosmo-Erotik“ finden, er bekennt sich zu der Aufgabe, „einer skeptischen Zeit und ihren verlorenen Söhnen den Glauben an das Wort wiederzugeben“, und propagiert individuelle Kriegsdienstverweigerung als ein Mittel, künftige Kriege zu verhindern. Gedanke und Stil von Kalmers Ausführungen zeigen hier auch den Einfluß des österreichischen Sozialreformers Josef Popper-Lynkeus (1838–1921), dessen pazifistische Schrift *Krieg, Wehrpflicht und Staatsverfassung* ebenfalls 1921 erschienen ist.⁶⁴ Tolstoi zeichnet, so Kalmar, die „Umriss einer religiös-kommunistischen Gesellschaft“, um sie herbeizuführen, fordert Kalmar die Herrschaft des Geistes „gegen Macht- und Realpolitik des Heute und morgen“.⁶⁵

Einerseits drückt sich in diesen Bestimmungen

das Bewußtsein aus, daß der Gang der Zivilisation eine zunehmend enthumanisierende Tendenz in sich birgt, verbunden mit der Auflösung und Zerstörung handlungsmotivierender Weltanschauung. Kulturelle Aufgabe (Kalmer trennt nicht in lebensphilosophischer Weise zwischen Kultur und Zivilisation; wenn hier von Kultur die Rede ist, ist damit eine soziale Instanz gemeint, die aufgrund ihrer relativen Autonomie ein Ort für Gehalte sein kann, die nicht unbedingt im Gefälle der aktuell dominierenden Entwicklungslinien liegen) ist es demnach, der Enthumanisierung entgegenzuwirken und eine neue weltanschauliche Synthese zu gewinnen. Andererseits soll die soziale Neuordnung, hier der „Kommunismus“, auf die Gesinnung gegründet werden, die für die Massen die Form einer neuen Religion annehmen soll. Die Betonung des Ethischen entspringt dem Protest gegen eine Entfremdung, die „durch die überall gleiche technische Notwendigkeit, im Zeitalter der Maschine“⁶⁶ den Individuen ihre eigenen Lebensbedingungen als verkörperte, als selbständige Apparatur gegenüberstellt; zugleich zeugt die Betonung des Religiösen von einem Zurückscheuen vor den ungeheuren Schwierigkeiten, die Massen auf das Niveau jener Gesinnung zu erheben.

Wie dem auch sei, der junge Kalmer sucht verzweifelt nach einem Ausweg aus der manifesten Krise, in die Europa mit dem Ersten Weltkrieg und mehr noch mit dessen Ausgang geraten ist. Nationalistische Reminiszenzen bieten keine Lösung; sie sind ein Teil des Problems selbst. Der erste Band einer geplanten „Weltanthologie des XX. Jahrhunderts“, *Europäische Lyrik der Gegenwart 1900–1925* (1927), vereinigt die „Stimmen“ fast aller europäischer Völker, ohne den großen ‚Kulturnationen‘ den Vorzug zu geben. Interessanterweise nennt Kalmer Ivan Goll und seinen um sieben Jahre jüngeren Bruder Fritz (vom Beruf Ingenieur) als Helfer in diesem schwierigen Unternehmen.⁶⁷

Der Band bietet einen selbst nach heutigen Maßstäben repräsentativen Überblick über die moderne europäische Lyrik des ersten Jahrhundertviertels; es finden sich in ihm Übersetzungen von Gedichten Apollinaires, Cocteaus, Claudels, Pascolis, Jimenez', Lorcas, Pasternaks, Majakowskis, Bezruč', Wolkers, Nevzals, Joyces und Tewfik Fikrets, um nur einige Namen zu nennen.

Das Kriterium „modern“ erläutert Kalmer im Vorwort durch eine kleine Geschichte im Stil von Adolf Loos. Ein Setzer gibt einem Journalisten einen Aufsatz über das Wandern. „Warum“, fragt sich der Journalist, „schreibt der Mann nicht Aufsätze wie Die Bleivergiftung? Es könnten wahre Kunstwerke sein.“ Kalmer fügt hinzu: „Und das ist die typische Krankheit der Dichtung um uns: daß wir bei der Lektüre so selten das Gefühl vom Autor haben: sua res agitur!“⁶⁸ Ein solcher Begriff des Modernen (der der Fassung, die ihm die Aufklärung gegeben hat, sehr nahe steht), gebildet in der Wendung gegen den Ästhetizismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts, schließt ein Festmachen der Modernität an Merkmalen der formalen Innovation aus.

War Kalmers Übersetzertätigkeit nach 1918 von dem Pathos erfüllt, nicht bloß einen Beitrag zur Versöhnung der europäischen Völker nach dem Ersten Weltkrieg zu leisten, sondern darüber hinaus eine „Internationale des Geistes“ zu vergegenwärtigen, der die Zukunft auch realhistorisch gehören sollte, so orientiert sich seine Übersetzertätigkeit nach und mit der Erfahrung des Nationalsozialismus und des Exils an jenen erwachenden Völkern, die bis dahin am Rande des europäischen Gesichtskreises standen. Die für den Übersetzer notwendige Spezialisierung auf bestimmte Sprachen und Perioden der Literatur und das ihn leitende Interesse greifen dabei ineinander.

Für den Übersetzer Kalmer ist charakteristisch, daß er nicht nur die Sprache und die Literatur möglichst zu kennen sucht. Er beschäftigt sich mit der Geschichte, den sozialen und politischen Verhältnissen des Landes, in dem diese Sprache gesprochen, diese Literatur geschrieben wird. Dies trifft insbesondere auf China zu.

Erste Kenntnisse über die damals im Westen weitgehend unbekanntere moderne chinesische Literatur dürfte Kalmer im Umgang mit einem jungen chinesischen Schriftsteller erworben haben. Hsiao Ch'ien, geboren 1911 in Bejing, lehrte 1939–1942 an der Universität London. Nach Kriegsende kehrte er nach Shanghai zurück. Von ihm übersetzte Kalmer zunächst einen Überblick über die chinesische Literatur der Gegenwart.⁶⁹ In der Folge erschienen Werke von Fitzgerald (*Revolution in China*⁷⁰), Mao Tun, Pa Chin, Dschao Schu-li und Lu Hsün (die jetzt gültige Transkription lautet: Lu Xun) in Übersetzungen Kalmers. Die meistgelesene davon wurde die der Erzählungen Lu Xuns.⁷¹ Sie wurde nämlich in den sechziger und siebziger Jahren vom „Verlag für fremdsprachige Literatur“, Peking, in großer Auflage in einem Raubdruck (der Name des Übersetzers ist nicht einmal erwähnt) auf den Markt gebracht. Als der Suhrkamp-Verlag 1982 *Die wahre Geschichte des Ah Q* (neben dem *Tagebuch eines Verrückten* die bekannteste Erzählung Lu Xuns) wieder abdruckte, konnten selbst Sinologen nichts mit dem Namen des Übersetzers anfangen.⁷² Daß die Erschließung eines sehr großen Teils der modernen Weltliteratur für die deutschsprachige Rezeption auf die Arbeiten österreichischer und deutscher Exilschriftsteller/innen zurückgeht, wird von den Literaturhistorikern bis heute praktisch ignoriert.

Auf Lu Xun (1881–1936) hatte schon Hsiao Ch'ien mit Nachdruck hingewiesen: „Er war der wichtigste treibende Geist seines Zeitalters und konnte sich nicht enthalten, Dinge und Menschen, von deren Fäulnis er überzeugt war, anzugreifen. (...) Er warf Schriftsteller, die inmitten des Dunkels rosige Bilder malten, die ‚nicht den Mut haben, der Wirklichkeit der bestehenden Gesellschaft ins Antlitz zu sehen...‘“⁷³ Lu Xun wird hier fast in den Rang eines Kulturheros erhoben; Mao Zedong und die chinesische Kulturrevolution haben diese Wertschätzung noch gesteigert. Doch ist es charakteristisch, daß die künstlerische Qualität seiner Erzählungen, Ge-

dichte und Essays nicht einmal mit Worten gestreift wird. In ihnen gestaltet sich das Erwachen eines Volkes zugleich als Erwachen selbstbewußter Subjektivität; Ironie, Zweifel, Spott, Wechsel von Niedergeschlagenheit und Hoffnung prägen jene Annäherungen an die Wirklichkeit, die den Inhalt von Lu Xuns Erzählungen und Essays ausmachen. Damit – und auch mit der Sprache Lu Xuns, die den Übergang von der Gelehrten- zur Volkssprache widerspiegelt – scheinen die heutigen Chinesen ihre Schwierigkeiten zu haben.⁷⁴ In Kalmers kongenialer Übersetzung sind diese Schwierigkeiten ‚aufgehoben‘.

Die „Kosmo-Erotik“, von der Kalmer im Zusammenhang mit Tolstoj sprach, hat sich gewissermaßen an ihm selbst, in der Gesamtheit seiner Lebenstätigkeit verwirklicht: Es war eine tiefe, niemals unkritische oder idyllisierende Liebe zur Welt, die ihn trieb. Eine späte Tagebuchnotiz Lu Xuns träfe auch auf ihn zu: „All dieser unendliche Raum, diese unendlich vielen Menschen waren irgendwie mit mir verbunden.“

Anmerkungen:

- 1 Joseph Kalmer: *Erbitterte Idyllen*. In: *Erbe und Zukunft* (Wien) 1 (1946), S. 111.
- 2 Erich Fried: *Brief an die Tagung „Emigration und Exil heute“*, Wien, 10.11.1984. Abgedruckt in: *Aufrisse* (Wien) 6 (1985) Nr. 1, S. 11 f.
- 3 Briefe an Michael Guttenbrunner 24.6.1954 und 20.8.1955. Vgl. Irmgard Sulzbacher: *Der Briefwechsel zwischen den Dichtern Theodor Kramer und Michael Guttenbrunner 1951–1958*. Philosophische Dissertation, Wien 1984. – Kalmer arbeitete mit Kramer „Die Gaunerzinke“ „viele Nächte lang“ durch und zog auch seine eigene Bewerbung um den Preis der Stadt Wien für Lyrik zurück, „damit“, so Kramer, „ich ihn ... bekommen könne“.
- 4 Diese Zahl schätzt Rudolf Felmayer: *Dem Gedenken an Joseph Kalmer*. Studio Wien Literatur, 16.8.1963. – Insgesamt sind etwa 50 Bücher mit Übersetzungen Kalmers erschienen – neben einer Unzahl von Übersetzungen in Zeitschriften und Zeitungen. Im Buchhandel erhältlich ist meines Wissens derzeit nur: Michail Sostschenko: *Die Stiefel des Zaren* (Büchergilde Gutenberg 1930). Frankfurt, Berlin: Ullstein 1961.
- 5 Alle biographischen Angaben entstammen, wenn nicht anders angegeben, einem „Lebenslauf“, den mir Erica Kalmer, die in London lebende Witwe Joseph Kalmers nebst anderen wertvollen Materialien zur Verfügung stellte. Ihr sei hier für ihre Unterstützung gedankt.
- 6 Briefe von Hilde Nürnberger-Mareiner an den Verfasser, 22.1.1985.
- 7 Nürnberger-Mareiner, wie oben. Erica Kalmer bestätigt dies; Brief an den Verfasser, 8.5.1985.
- 8 Gespräch mit Gertraud Kanda, 29.11.1984. Kanda war seit 1952 beim Europa-Verlag, Wien, tätig und arbeitete mit Kalmer bis zu dessen Tod zusammen.
- 9 Mitteilung von Murray G. Hall an den Verfasser, 24.3.1985.
- 10 Gespräche mit Alfred Magaziner, 25.3.1985, 30.4.1985.
- 11 Felmayer, wie oben.
- 12 Kanda, wie oben.
- 13 Magaziner, wie oben.
- 14 Felmayer, wie oben.
- 15 Magaziner, wie oben.
- 16 Brief Kalmers an Otto Basil, 25.1.1947.
- 17 Paul Roubiczek (Prag 1898 – Gmünd/Bayern 1972), Begründer und Leiter des Verlags „Europäischer Merkur“ in Paris, wurde nach seiner Flucht in Cambridge Universitätsdozent für Philosophie. Vgl. Sternfeld/Tiedemann: *Deutsche Exilliteratur 1933–1945. Eine Bio-Bibliographie*. Heidelberg: Lambert Schneider² 1970. S. 428 f.

- 18 Nur in englischer Sprache erschienen: Kalmer/Roubiczek: *Warrior of god. The life and death of Jan Hus*. London: Nicholson & Watson 1947.
- 19 Otto Basil: Joseph Kalmer ein Sechziger. In: *Neues Österreich* (Wien), 17.8.1958.
- 20 Kalmer/Roubiczek, wie oben, S. VII.
- 21 Vgl. Alfred Magaziner, Interview im Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW), Wien.
- 22 Vgl. *International Biographical Dictionary of Central European Emigrés 1933–1945*. München, New York, London, Paris: K.G. Saur 1983.
- 23 So Basil, wie oben, und Felmayer, wie oben.
- 24 So Basil, wie oben.
- 25 Vgl. Lieselotte Maas: *Handbuch der deutschen Exilpresse 1933–1945*. Band 2. München, Wien: Hanser 1978. S. 630 ff.
- 26 Vgl. Helene Maimann: *Politik im Wartesaal. Österreichische Exilpolitik in Großbritannien 1938–1945*. Wien, Köln, Graz: Böhlau 1975.
- 27 Vgl. Hilde Mareiner: „Zeitspiegel“. Eine österreichische Stimme gegen Hitler. Wien, Frankfurt, Zürich: Europa Verlag 1967 (Monographien zur Zeitgeschichte. Schriftenreihe des DÖW).
- 28 Gespräch mit Herbert Steiner, 25.3.1985.
- 29 Nürnberger-Mareiner, wie oben.
- 30 Gespräch mit Magaziner, wie oben.
- 31 Vgl. dazu Kanda, Magaziner, wie oben; Brief von Erica Kalmer an den Verfasser, 28.1.1985; bzw. Briefwechsel Kalmers mit Basil, welcher als Feuilletonredakteur des „Neuen Österreich“ die Möglichkeit hatte, „Geschichten unterzubringen“.
- 32 Brief Kalmers an Basil, 16.10.1946.
- 33 Briefe Kalmers an Basil, 3.11.1952, 19.2.1953.
- 34 Basil, wie oben.
- 35 Erica Kalmer hatte die Übersetzungen nebst anderen unersetzlichen Materialien dem inzwischen verstorbenen Otto Basil übergeben; in dessen Nachlaß war – laut der mir 1985 gegebenen telephonischen Auskunft – nur mehr der genannte Manuskriptband auffindbar. Als Erklärung wurde mir angedeutet, daß man bei Umzügen nicht immer alles mitnehmen könne.
- 36 Vgl. Magaziner bzw. Kanda, wie oben.
- 37 Interview Irmgard Sulzbachers mit Erica Kalmer, London, Juni 1985.
- 38 Brief Erica Kalmers an den Verfasser, 28.1.1985.
- 39 Gerd Kaminski/Else Unterrieder: *Von Österreichern und Chinesen*. Wien, München, Zürich: Europa Verlag 1980. S. 669.
- 40 Basil, wie oben.
- 41 Vgl. Johann Holzner: „Vergiß das Land!“ Anmerkungen zum Österreich-Bild in der Exillyrik. Vortrag, 10.11.1985, Jahrestagung der Theodor Kramer Gesellschaft, Niederhollabrunn.
- 42 Vgl. Otto Basil: *Aufruf ins Ungewisse*. Graz und Wien: Stiasny 1963 (Das österreichische Wort Band 151). Darin: Biographie S. 17 ff.
- 43 Protokoll eines Tonbandinterviews mit Otto Basil über ihn selbst am 9.6.1966. Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur (Tonband Nr. 19).
- 44 Otto Basil: *Apokalyptischer Vers*. Wien: Erwin Müller 1947. S. XII ff.
- 45 Brief Kalmer an Basil, 27.12.1947.
- 46 Vgl. Hugo Huppert: *Wolkenbahn und Erdenstraße. Gedichte und Poeme*. Wien: Globus 1975.
- 47 Vgl. Ernst Waldinger: *Die kühlen Bauernstuben*. New York: Aurora 1946.
- 48 In: *Zwischen gestern und morgen. Neue österreichische Gedichte*. London: Austrian Centre Young Austria 1942. S. 12.
- 49 In: *Flug durch die Landschaft*. Wien: Verlagsanstalt Dr. Zahn und Dr. Diamant 1927. S. 7.
- 50 Vgl. Hugo Sonnenschein: *Die Fesseln meiner Brüder. Gesammelte Gedichte*. München, Wien: Hanser 1984.
- 51 wie 49, S. 18.
- 52 wie 48, S. 15.
- 53 Vgl. Paul Nizan: *Aden/Die Wachhunde. Zwei Pamphlete*. Reinbek: Rowohlt 1969.
- 54 wie 37.
- 55 Ludwig Graf Huyn/Joseph Kalmer: *Abessinien. Afrikas Unruhe-Herd*. Salzburg, Graz, Wien, Leipzig, Berlin: Bergland 1935.
- 56 Abgedruckt in: *Aufrisse* (Wien) 4 (1983) Nr. 3, S. 5.
- 57 Huyn/Kalmer, wie oben, S. 23 ff.
- 58 Ebd., S. 37 f.
- 59 Kalmer/Roubiczek, wie oben, S. 3.
- 60 Nachwort zu: *Mulk Radsch Anand: Der Unberührbare*. Wien, Zürich, Stuttgart: Europa Verlag 1954. Abgedruckt in: *Arbeit und Wirtschaft* (Wien) 8 (1954), S. 78.
- 61 Joseph Kalmer: *Prophet Rimbaud*. Unveröffentlichtes (?) Manuskript.
- 62 Alle: *Leipzig*, Wien, Zürich: Verlag der Wiener Graphischen Werkstätte 1920, 1921.
- 63 So auf dem Umschlag der Gorki-Broschüre, wie 62.
- 64 Vgl. Bruno Frei: *Der Türmer*. Wien: Verlag Notring 1971.
- 65 Nachwort zur Tolstoi Broschüre, wie 62, S. 43, 45, 49, 50, 52.
- 66 Vorwort zu: *Europäische Lyrik der Gegenwart*. In *Nachdichtungen von Joseph Kalmer*. Wien, Leipzig: Verlagsanstalt Dr. Zahn und Dr. Diamant 1927. S. 5.
- 67 Ebd., S. 11.
- 68 Ebd., S. 10.
- 69 Hsiao Ch'ien: *Die chinesische Literatur der Gegenwart*. Ein Überblick. Herliberg, Zürich: Bühl-Verlag 1947.
- 70 C.P. Fitzgerald: *Revolution in China*. Frankfurt: Europäische Verlagsanstalt 1956.
- 71 Lu Hsün: *Die Reise ist lang*. Düsseldorf: Progress Verlag Johann Fladung 1955.
- 72 Mitteilung Wolfgang Kubins an den Verfasser.
- 73 Hsiao Ch'ien, wie oben, S. 49.
- 74 Vgl. meinen Aufsatz: *Erwachen aus dem gelben Staub*. Überlegungen zu Lu Xun: *Subjektivität, Satire, Hoffnung*. In: *Die Presse* (Wien), 24./25.10.1981.

NEUE ZEITSCHRIFTEN IN DER IWK-BIBLIOTHEK:

„Medien & Zeit“.

Mit Heft 1/87 ging diese Zeitschrift in das zweite Jahr ihres Bestehens und bemüht sich die in der Gründungsnummer (1–2/86) definierten Ziele einer neuen Kommunikationsgeschichtsschreibung einzulösen. Dazu zähle, wie im Editorial angeführt wird, „ganz besonders das Spannungsverhältnis ‚Frau und Medien‘ im doppelten Sinn“.

Die neueste Ausgabe dieses „Forums für historische Kommunikationsforschung“, das von einer Gruppe von Kommunikationswissenschaftlern und Zeithistorikern 1986 begründet wurde, ist thematisch der Westintegration des österreichischen Mediensystems nach 1945 gewidmet. Oliver Rathkolb beschreibt und analysiert darin ausführlich verschiedene medienpolitische Maßnahmen der amerikanischen Besatzungsmacht, zum Beispiel das Austauschprogramm für aufstrebende Journalisten in den späten 40er und frühen 50er Jahren. Hugo Portisch war damals einer jener, die so in den USA amerikanischen Journalismus lernten. Die Medienpolitik der Amerikaner war in den meisten Fällen sehr erfolgreich. Eine der Innovationen, die von amerikanischer Seite ausging, sich aber nicht durchsetzte, behandelt Fritz Hausjell unter dem Titel „Die gescheiterte Alternative“: Bei den „Salzburger Nachrichten“ wurde in den ersten Nachkriegsjahren der Großteil der Betriebsgewinne zugunsten der Mitarbeiter und des Wiederaufbaues sozialisiert.

Die Herausgeber mußten schon nach einem Jahr die Auflage verdoppeln, gleichzeitig wurde die Gestaltung wesentlich verbessert. Zu diesem Erfolg führten mehrere Beiträge, die Verhältnisse in der österreichischen Medien- und Kommunikationsgeschichte des 20. Jahrhunderts thematisieren, ohne den Bezug zur Gegenwart zu scheuen.

In der Bibliothek des IWK sind sämtliche Ausgaben von „Medien & Zeit“ vorhanden. Der Preis für ein Jahresabonnement (4 Hefte im Format A-4 mit jeweils rund 40 Seiten) ist mit öS 150,— recht günstig. Studenten zahlen öS 110,—. Das Einzelheft kostet öS 45,— (Bestelladresse: Medien & Zeit, Postfach 208, 1014 Wien; Einzelhefte sind im IWK erhältlich).

Peter Roessler CITOYEN UND DIKTATUR AN SICH.

Die Französische Revolution als Stoff der Dramatik des antifaschistischen Exils und der Nachkriegsperiode

1.

Unter den Traditionen, die antifaschistische Autoren gegen den Faschismus aktivierten, nahm die Periode der Französischen Revolution eine herausragende Stellung ein. Die Beispiele sind zahlreich und erstrecken sich gleichermaßen auf sämtliche literarische Gattungen wie auf den Film. Die Französische Revolution bildete einen der historischen Schnittpunkte, auf den sich bürgerliche und der Arbeiterbewegung verbundene Schriftsteller gleichermaßen berufen konnten.

Um nur wenig zu nennen, sei auf Gedenkfeiern von Häftlingen in Konzentrationslagern verwiesen, auf Gedenkartikel (etwa von Heinrich Mann), auf Friedrich Wolfs Drama *Beaumarchais oder Die Geburt des Figaro*, das der Autor 1939/40 im Lager le Vernet verfaßte und in der Lagerbaracke seinen Mitgefangenen vorlas, auf den Napoleonfilm *Maria Walevska*, für den u.a. Salka Viertel das Drehbuch schrieb, und auf die Inszenierung von Büchners *Dantons Tod* 1940 am Zürcher Schauspielhaus. Die Gestaltung der Thematik blieb für die Vertreter des antifaschistischen Exils bis in die Nachkriegszeit von Bedeutung. Die zeigen die beiden Romane von Lion Feuchtwanger *Die Füchse im Weinberg* und *Narrenweisheit oder Tod oder Verklärung des Jean Jacques Rousseau*, sowie die Erzählung *Das Licht auf dem Galgen* von Anna Seghers. Dabei konnte der Stoff als Medium der Selbstreflexion des Schriftstellers eingesetzt werden; in diesem Sinne ist es sicher kein Zufall, daß Figuren wie Beaumarchais, Rousseau oder Madame de Staël zu Protagonisten gewählt wurden.

Mit vertieften Erfahrungen und natürlich unter gänzlich gewandelten Voraussetzungen scheint darüber hinaus jenes Moment weiterzuwirken, das Heinrich Mann in seinem Essay *Geist und Macht* 1910 notierte. In noch schroffer Gegenüberstellung von Völkern beneidete er die Literaten Frankreichs, „die Rousseau und Zola“, daß sie ein Volk hätten, das der „Macht“ entgegengetreten war.¹ Zu einem Zeitpunkt der umfassenden Aneignung der nationalen historischen und literarischen Traditionen nahm man den revolutionären Stoff aus der französischen Geschichte.

2

Werfen wir zunächst einen Blick auf die Sinnggebung, die der Französischen Revolution und der Napoleon-Thematik in der offiziellen Wissenschaft und Literatur des Faschismus beigemessen wurde. 1933 fand am Burgtheater die aufwendige Aufführung von Mussolini/Forzanos Napoleon-Drama *Hundert Tage* statt, das die letzte Phase der Napoleonischen Herrschaft thematisiert. Durch die Isolierung Napoleons

wurde dessen geschichtlicher Auftrag, der nur im Zusammenhang mit dem sozialen Inhalt der Revolution begreifbar ist, negiert. Die dramaturgische Konstruktion basiert im wesentlichen auf dem Dualismus zwischen der isolierten und idealisierten Herrscherfigur und den intrigenreichen Kammern, die durch Fraktionskämpfe beschlußunfähig sind und sich – angestiftet von Fouché – mit dem Feind arrangieren.² Die Aufnahme des Stückes bildete neben der Huldigung an den italienischen Faschismus zugleich eine theatrale Legitimation der Ausschaltung des Parlaments. In der Neuen Freien Presse unterstrich man demnach den antidemokratischen Gehalt, die Kammern wurden als Bild für den Parlamentarismus genommen:

Nicht an der Schlacht von Waterloo ist er zugrundegegangen, sondern daran, daß er sich, wenn auch für einen Augenblick nur mit der Demokratie verband.³

Trotz der nicht minder spektakulären Inszenierung in Berlin – die Hauptrolle spielte wie in Wien Werner Krauß⁴ – blieb dies nicht das einzige Napoleonbild des Faschismus. Es existierten vielmehr konkurrierende Deutungsmuster, deren Durchsetzung von der jeweiligen tagespolitischen Konstellation abhing. In der Literaturgeschichte für Mittelschulen von Lübke/Lohrmann werden Romantik und Literatur der Befreiungskriege als „Erwachen der völkischen Erbkräfte“ gegen den französischen Geist gedeutet.⁵ Bei dieser Konstruktion konnten sich die Autoren allerdings auf Quellen stützen, in denen sich die literarische Proklamation der Befreiungskriege in den Niederungen eines aggressiven Franzosenhasses und einer religiös mystischen Abwertung der Französischen Revolution bewegte.

Ob Glorifizierung einer starken Herrscherfigur oder rassistische Deutung der Freiheitskriege, das Band, das die konkurrierenden Geschichtsbilder verknüpfte, bildete der negative Bezug zur Französischen Revolution. In seinem Raimundbuch konstruiert Kindermann zwei Pole, von denen die Historie geprägt sei: Die positiv bewertete „deutsche Bewegung“, die Kindermann mit dem Terminus „Romantik“ und „Irrationalismus“ beschreibt, und das „verhängnisvolle Ideengut der Französischen Revolution“ als dessen Vollender Kindermann die die „Entgötterung der Welt vorantreibenden Liberalen“ betrachtet.⁶ Sieht man von der Einschätzung der Romantik ab, so konnte sich Kindermann die dualistische Konstruktion von jenem Nietzsche borgen, der in seiner *Genealogie der Moral* die Französische Revolution als „Sieg Judäas über das klassische Ideal“ wertete. Freilich mußte Nietzsche dabei unerschlüssig bleiben, ob er nun Napoleon als Archetyp des Übermenschen feiern oder ihn zum Träger eines verderblichen Geistes deklarieren sollte.⁷

Hatten Teile der bürgerlichen Geschichtsschreibung die erste Phase der Französischen Revolution, die Herrschaft der Großbourgeoisie und des Reformadels, als Wiege der bürgerlichen Gesellschaft akzeptiert, um die weiteren Phasen bis hin zur revolutionär-demokratischen Jakobinerdiktatur als stufen-

weise Entartung zu deuten, so geriet im Faschismus jene Vorstellung zum einzig legitimierten Geschichtsbild, die die gesamte Periode zum Inbegriff des Negativen erklärte. Mit der Bekämpfung des Geistes der „zuchtlosen Pariser Jahre“⁸ – wie es in der zitierten Literaturgeschichte hieß – schlug man mit dem verfälschten Bild gleichermaßen die bürgerliche Demokratie wie die Ziele der Arbeiterbewegung.

3

Es bedürfte eines weit umfangreicheren Beitrages wollte man auch nur annähernd die Probleme der Gestaltung von Stoffen aus der Französischen Revolution im Roman und Drama des antifaschistischen Exils beleuchten. Dies ist auch kaum ohne Einbezug der großen Debatte um den historischen Roman möglich⁹; dabei wäre die Frage bedeutsam, worin sich die Behandlung des Stoffes von früheren Werken der bürgerlichen und sozialistischen Literatur unterscheidet. Eine Pionierrolle innerhalb der jüngeren deutschen Literatur kommt dabei zweifelsohne Heinrich Manns 1913 publiziertem Drama *Madame Legros* zu. Für die österreichische Dramatik ist in diesem Sinne Csokors 1927 abgeschlossenes Bühnenstück *Die Gesellschaft der Menschenrechte* relevant, mit dem der Autor die noch deutlich antirevolutionäre Tendenz seines frühen Einakters *Thermidor* (1912) hinter sich ließ. Auch drängt sich natürlich der Vergleich zu den Werken anderer Nationalliteraturen auf; z.B. zu Romain Rollands *Robespierre*, einem großangelegten Lesedrama und dabei doch nur der 1939 vorgelegte Teil eines auf 12 Dramen geplanten, aber niemals vollendeten, Zyklus zur Französischen Revolution.

Bevor es nun um einige analytische Anstrengungen geht, sei noch auf das Faktum verwiesen, daß – parallel zu den Versuchen des Exils – der in Wien als Finanzbeamter lebende und für den Widerstand arbeitende Karl-Hans Heinz 1942 das Napoleondrama *Der Spion* verfaßte.¹⁰ Es ist der Frage des gewalttätigen Widerstandes verhaftet und mit jener für die Behandlung des Stoffes eigentümlichen Verschränkung von historischem Kostüm und Berücksichtigung der konkreten historischen Widersprüche verfaßt. Man kann es sicher als das österreichischste der antifaschistischen Napoleondramen bezeichnen, nicht nur, weil es in Österreich spielt, sondern weil sich zahlreiche Verbindungslinien zur österreichischen Theater- und Dramengeschichte ziehen lassen. (Etwa zu Schnitzlers *Der junge Medardus*, dem ebenfalls das Napoleonattentat zugrunde liegt.) *Der Spion* ist überdies in scharfer Distanz zum Mißbrauch des Andreas Hofer-Stoffes angesiedelt, wie er durch Karl Schönherr während des Ersten Weltkrieges vorgelegtes chauvinistisches Durchhaltstück *Volk in Not* repräsentiert wurde.

Ich möchte mich hier zunächst auf zwei Dramen Ferdinand Bruckners beschränken, nicht zuletzt deshalb, weil mit der *Heroischen Komödie*, die 1946 am Volkstheater in Wien uraufgeführt wurde, die Verbindung zu den Theaterverhältnissen der Nachkriegs-

zeit hergestellt ist. In seinem ersten Stück zu der Thematik – dem 1937 in Brünn auf die Bühne gebrachten *Napoleon*¹¹ – setzt Bruckner offensichtlich der Glorifizierung einer einsamen Herrscherfigur eine Gestaltung entgegen, die mit der Konzentration auf die Banalität des Alltags auf Entheroisierung zielt. Napoleon erscheint hier als eitler und dümmlicher Herrscher, voll beladen mit Ehe- und Dynastieproblemen. Eine ironische Paraphrase auf das bürgerliche Trauerspiel der Aufklärung, das die Problematik des Allgemeinmenschlichen auch auf die Bedürfnisse der Fürsten ausdehnte. Der Versuch Bruckners scheitert allerdings nicht nur deshalb, weil er sich bereits auf andere gesellschaftliche Voraussetzungen bezieht, die Verknüpfung von privatem und politischem Geschehen ist mißlungen, die Konzentration auf die Privatsphäre läßt das Werk unter der Hand zu einem Boulevard-Schlüssellochstück geraten. Ein weiteres entscheidendes Manko: Napoleon wird als starrer Typus gestaltet, der starren Heroisierung steht somit eine ebenso starre Entheroisierung durch Banalisierung entgegen. Die soziale Funktion Napoleons, die ihn tragenden gesellschaftliche Kräfte kommen nicht in den Blick.

In der 1940–42 verfaßten *Heroischen Komödie* ist die Verarbeitung des Napoleon-Stoffes weit komplexer, Bruckner begnügt sich nicht mehr mit einem bloß starren Gegenbild zur demagogischen Geschichtsfälschung des Faschismus. Er begegnet dieser umso wirkungsvoller, als er der dort propagierten Statik die Darstellung von historischer Veränderung entgegenhält. Das Napoleonische Kaiserreich erscheint hier als Resultat der rückläufigen Phase der Revolution. Den Inhalt der *Heroischen Komödie* bildet der publizistische Kampf Madame de Staëls gegen die napoleonischen Kriege; de Staël attackiert Napoleon überwiegend als Verräter der Revolution. Damit wird allerdings der niemals auftretende Napoleon in gewisser Hinsicht widerspruchlos von der Revolution abgetrennt. Die Handlung besteht – bei wechselnden Schauplätzen, da Madame de Staël wiederholt verbannt wird – ausschließlich aus Streitgesprächen mit ehemaligen Kampfgefährten, die sich aus Resignation oder um des persönlichen Vorteils willen von den gemeinsamen revolutionären Zielen entfernt haben, beziehungsweise aus Gesprächen mit dem jungen Rotta, der an der Revolution festhält.

Handelt es sich bei der *Heroischen Komödie* um eine Analogie zum Geschehen der Gegenwart, ist die Historie vom Autor als Kostüm und Kulisse eingesetzt? Die Frage ist nicht eindeutig zu beantworten. In der Konzeption der *Heroischen Komödie* überlagert sich die Absicht, eine historische Verschlüsselung für Unterdrückung und Eroberungskriege zu finden, mit der Konzentration auf die konkreten geschichtlichen Widersprüche. Die komplizierte Dialektik der napoleonischen Kriege, deren sozialer Inhalt sich ständig ändert – aus der Befreiung der Völker vom Feudalismus wird die rigorose Unterdrückung der nationalen Freiheitsbewegungen mit Hilfe der abhängigen Monarchen – findet kaum Berücksichti-

gung. Die Art des Verweises auf den Feldzug gegen Rußland weckt Assoziationen zum Überfall Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion. (De Staël bezeichnet Rußland als „letzte Hoffnung der Freiheit“¹²)

Auch die Gestaltung des persönlichen Lernprozesses der Madame de Staël ist durchwegs so konzipiert, daß er paradigmatisch für den Lernprozeß antifaschistischer Intellektueller stehen könnte. Als zentrales Problem wird dabei die Auseinandersetzung mit der Gewaltfrage herausgearbeitet. Die abstrakte Gegenüberstellung von „Geist und Macht“ wird dahingehend aufgehoben, daß die Macht keineswegs geistlos ist und der Geist nach Mitteln zu suchen hat, sich Macht zu verschaffen. „Der heilige Krieg gegen den Krieg“ ist der Titel der Broschüre, die Madame de Staël zu schreiben plant und zwar in Moskau, also dem Zentrum der Gefahr. Diese Schrift soll, so hofft sie, die Völker zur Gegenwehr mobilisieren. Die Forderung nach dem „heiligen Krieg gegen den Krieg“ verweist auf den Widerspruch, daß in dieser spezifischen Situation der Frieden nur durch den Verteidigungskrieg errungen werden kann.

Konkreter noch an den historischen Widersprüchen orientiert gestaltete Bruckner den zweiten Aspekt der Tätigkeiten Madame de Staëls, der jedoch erneut Bedeutsamkeit für die Situation der Gegenwart erhält. Bruckner läßt das Drama nicht mit der Niederlage Napoleons enden, er verlängert die Aktivitäten de Staëls in die Nachkriegszeit. Das Ziel des Kampfes von Madame de Staël gegen den Krieg gilt nicht der Rückkehr zur Herrschaft der Bourbonen, es gilt – unter Berufung auf die Interessen des Volkes – der Errichtung einer republikanischen Ordnung. Die Restauration der Bourbonen nach der Niederlage Napoleons ist dabei keinesfalls identgesetzt mit einer befürchteten restaurativen gesellschaftlichen Entwicklung nach der Niederschlagung des Faschismus. Anders wäre auch Madame de Staëls Weigerung nicht verständlich, nach Napoleons Rückkehr von Elba für die Aufrechterhaltung der Bourbonenherrschaft zu kämpfen, da sie deren Vertreibung durch Napoleon positiv einschätzt.

Obwohl Bruckner versucht, seine Gestaltung mit dem konkreten historischen Prozeß zu verknüpfen und an der Berufung Madame de Staëls auf die Interessen des Volkes festhält, wirkt das Stück weitgehend wie der private Kampf zwischen de Staël und Napoleon. Dies schlägt sich in einem dramaturgischen Aufbau nieder, der die gesamte Handlung um die Figur der Madame de Staël gruppiert. So wird die Niederlage der napoleonischen Armee als vorwiegend dem unermüdlichen Werben de Staëls für den heiligen Krieg geschuldet. Heinrich Heines Auseinandersetzung mit der historischen Madame de Staël in seinem Werk *Die romantische Schule*¹³ und die darin attackierte Idealisierung deutscher Rückständigkeit durch die Staël, liegt jenseits der von Bruckner gestalteten literarischen Figur.

In der Rezeption des Stückes anlässlich der Uraufführung am Volkstheater kam die spezifische Verschränkung von Analogie und Sicht auf die histori-

schen Gegebenheiten nicht zur Sprache. In der einmütigen, wenn auch vorsichtigen Zustimmung durch die bürgerlichen Medien deutete man das Drama linear als Gestaltung der NS-Vergangenheit im historischen Gewand. Im Wiener Kurier wurde beispielsweise Napoleons Rückzug von Moskau mit Stalin grad gleichgesetzt. Daß die Analogie nicht weitergetrieben und Madame de Staëls Engagement gegen die Restauration der Bourbonenherrschaft nicht ebenso auf die Nachkriegsrealität bezogen wurde, versteht sich fast von selbst.¹⁴

Mit der Uraufführung am Volkstheater konnte kurzfristig eine wichtige Tradition der antifaschistischen Literatur für die Nachkriegsöffentlichkeit nutzbar gemacht werden. Anzudeuten bleibt noch der in der Folge vollzogene Bruch innerhalb der Theaterpraxis.¹⁵

4

Die Handlung des 1949 am Burgtheater inszenierten Dramas *Der öffentliche Ankläger* von Fritz Hochwälder ist nach dem 9. Thermidor angesiedelt, bleibt aber von den angeschnittenen Problemen her nicht auf die Periode des sogenannten Rücklaufs der Revolution beschränkt, als sich die Bourgeoisie an die Konsolidierung des Erreichten machte. Es gibt hier keinen Unterschied zwischen Phasen, der historische Verlauf wird vom Autor als generelles Scheitern von Idealen begriffen, Kriterium dieses Scheiterns bildet eine allgemein waltende anonyme Gewalt. Darüber hinaus setzt Hochwälder die Französische Revolution analog zum Faschismus, jene gerät in ihrer Gesamtheit zum überhistorischen Synonym für Terror und Schrecken. Im Zentrum des Stückes steht die Figur des stets nur auf Befehl handelnden öffentlichen Anklägers, der die Menschen zum Tod befördert. Durch eine List von Theresia Tallien und ihrem Mann gelingt sein Sturz: Sie befehlen dem öffentlichen Ankläger, gestützt auf einen falschen Zeugen, eine Geheimanklage wegen Verschwörung gegen eine Person zu richten, deren Namen erst während der Verhandlung bekanntgegeben wird, natürlich ist der öffentliche Ankläger selbst diese Person. Die Hoffnung auf Beendigung des Schreckens bewahrt sich jedoch nicht, feindlich stehen einander jetzt Theresia Tallien und ihr Mann gegenüber, jeder verdächtigt den anderen, seinen Sturz bereits vorzubereiten. Ein Bild entfremdeter Zwischenmenschlichkeit, das allerdings auf einer anthropologisierenden Gestaltung beruht.

Der Allgegenwärtigkeit von Terror und Schrecken entspricht eine Anonymisierung des Ideologischen, es sind im Drama allgemein „die Ideen“, die sich der Menschen bemächtigen und sie ins Verbrechen treiben. Widerstand bleibt nur durch Rückzug auf reine „Individualität“ möglich; die Aufwertung eines so verstandenen Individualismus korrespondiert mit einem negativ besetzten Massenbegriff, das Volk erscheint als leicht zu manipulierender homogener Block.¹⁶

Die Affinität zu den in der Öffentlichkeit der Nachkriegszeit ungeheuer aufgewerteten Massentheorien, denen zu Folge der Faschismus dem Dämon

Masse entsprungen sei, sowie zur Totalitarismustheorie sind auffällig. Bruno Frei hält in seiner Besprechung des Dramas fest, daß solche Vorstellungen – trotz lauterer Absicht des Autors – zur Zeit der Aufführung fraglos „Konjunktur“ haben¹⁷. Dennoch kann das Stück nicht als Illustration der genannten Theorien gewertet werden, obwohl es als solche von einem Teil der Rezensenten begrüßt wurde. Der Moralist Hochwälder versucht der Frage nach der persönlichen Verantwortung des einzelnen nachzugehen. Daß er dabei zu dieser Konstruktion gelangt, ist vor allem seinem Umgang mit Geschichte anzulasten: Es werden bloß einige Phänomene nebeneinander montiert, die die Illusion einer ewigen Diktatur ergeben sollen. Im Bild des willen- und bedeutungslosen Volkes drückt sich eine tiefe Entfremdung des Autors von den Massen aus, die Momente der Verachtung aufweist und sich mit einer generellen Absage an Hoffnung und Widerstand verbindet.

So ist das Drama zugleich naiver Reflex auf die historische Entwicklung, wie auf die in der Nachkriegsperiode nicht realisierten Erwartungen. Es bleibt nur mehr die Wiederholung der Verzweiflung über den Widerspruch zwischen dem erträumten Vernunftstaat und der voll entfalteten bürgerlichen Gesellschaft, in der, wie Friedrich Engels schreibt, „die Brüderlichkeit der revolutionären Devise (...) sich in den Schikanen und dem Neid des Konkurrenzkampfes verwirklichte.“¹⁸

Hochwälders *öffentlicher Ankläger* hat seine Vorläufer in schwächeren Stücken des Exils, etwa in Zuckmayers *Des Teufels General*, in dem die Protagonisten die Französische Revolution mit dem Faschismus gleichsetzen.¹⁹ Schon von daher wird deutlich, daß man bei aller Berücksichtigung der spezifischen Entstehungsbedingungen mit einer bloß metaphysischen Gegenüberstellung der literarischen Zeugnisse von Exil und Nachkriegsperiode die Komplexität der Bezüge verfehlen muß. *Der öffentliche Ankläger* hat allerdings vor allem Nachfolger in der österreichischen Nachkriegsdramatik. Dort wurde, wie in Harald Zusaneks *Jean von der Tonne* (Uraufführung Burgtheater 1954), nicht Napoleon, sondern Robespierre zum Archetypus des blutrünstigen Tyrannen stilisiert.²⁰

Geht man davon aus, daß Wissenschaft und Kunst dieselbe objektive historische Realität – mit ihren spezifischen Mitteln und somit in polarer Weise – verarbeiten, so läßt sich hieraus sehr wohl die Legitimität der Frage ableiten, inwieweit die komplexe geschichtliche Situation in die dramatische Gestaltung Eingang gefunden hat. Man wird dabei freilich nicht bei der Konstatierung jener Allgemeinheit stehen bleiben dürfen, sondern danach suchen, wie sich

diese in der Besonderheit der konkret gestalteten Menschen und Situationen wiederfindet. Dabei zeichnet sich ab, daß die Konzentration auf das konkrete Handeln der Menschen innerhalb präziser erfaßter historischer Gegebenheiten zugleich auch die progressive Bedeutsamkeit der Werke für die Gegenwart erhöht, wohingegen die bloße Reduktion des Geschehens – und sei sie gerade erfolgt, um der Gegenwart eine Lehre zu erteilen – auf ein geschichtsloses Abstraktum die Tendenz enthält, in Apologetik umzuschlagen.

Anmerkungen:

- 1 Heinrich Mann: Geist und Macht. In dsb.: Essays Bd. 1. Berlin (DDR) 1954, S. 9 u. 11.
- 2 Benito Mussolini, Giovacchino Forzano: Hundert Tage. Drei Akte in neun Bildern. Berlin, Weimar, Leipzig 1933.
- 3 Neue Freie Presse, 23. April 1933.
- 4 Vgl. Josef Wulf: Theater und Film im Dritten Reich. Eine Dokumentation. Frankfurt/M., Berlin, Wien 1983, S. 191.
- 5 Fritz Lübbe, Heinrich Fr. Lohrmann: Deutsche Dichtung in Vergangenheit und Gegenwart. Ein Führer durch die deutsche Literatur. Hannover 1943, S. 129.
- 6 Heinz Kindermann: Ferdinand Raimund. Lebenswerk und Wirkungsraum eines deutschen Volksdramatikers. Wien, Leipzig 1940, S. 488.
- 7 Friedrich Nietzsche: Zur Genealogie der Moral. Eine Streitschrift. In dsb.: Werke III, hrsg. v. Karl Schlechta. Frankfurt/M., Berlin, Wien 1979, S. 242 f.
- 8 Lübbe, Lohrmann: Deutsche Dichtung, a.a.O. S. 161.
- 9 Vgl. z.B. Georg Lukács: Der Kampf zwischen Liberalismus und Demokratie im Spiegel des historischen Romans der deutschen Antifaschisten. In dsb.: Essays über Realismus. Berlin 1948, S. 88 ff.
- 10 Karl-Hans Heinz: Der Spion. Typoskript 1942.
- 11 Eine weitere Aufführung erfolgte noch am 25. Jänner 1938 am Theater in der Josefstadt.
- 12 Ferdinand Bruckner: Heroische Komödie. In dsb.: Historische Dramen. Wien 1948, S. 300.
- 13 Vgl. Heinrich Heine: Die romantische Schule. In dsb.: Sämtliche Werke VII. Hamburg 1887, S. 122 ff. Zur weltanschaulichen Position de Staëls vgl. u.a. Heinz Hamm: Frau von Staël und die geistige Kultur in Deutschland. In: Weimarer Beiträge 12/1985, S. 1980 ff.
- 14 Vgl. Wiener Kurier, 13. September 1946.
- 15 Eine der Ausnahmen bildete etwa die Inszenierung des „Figaro“-Stückes von Beaumarchais an der Scala. Vgl. Wilhelm Pellet: Das Neue Theater in der Scala (1948–1956). Wien 1979, S. 48.
- 16 Vgl. Fritz Hochwälder: Der öffentliche Ankläger. In dsb.: Dramen I, S. 257.
- 17 Bruno Frei: Der Spießer und die Weltgeschichte. Zu Fritz Hochwälders „Der öffentliche Ankläger“. In: Österreichisches Tagebuch 3/1949, S. 7 f.
- 18 Friedrich Engels: „Anti-Dühring“, In: MEW 20, S. 240.
- 19 Carl Zuckmayer: Des Teufels General. Frankfurt/M. 1973, S. 117.
- 20 Harald Zusanek: Jean von der Tonne. In dsb.: Die dritte Front. Dramen (Reihe österreichischer Dramatiker der Gegenwart), Wien 1969, S. 159.

Harald Sattek
EMIL ALPHONS RHEINHARDT.
DICHTER ZWISCHEN DEN LAGERN

I.

Für alle Österreicher dazusein, die aufgerissenen Gräben zuzuschütten, ist österreichischer Modeslogan in der Politik seit Jahren; heute mehr denn je. Diese Ideologie des Grabenzuschützens funktioniert so lange, als es sich nur um Scheingräben handelt, um solche, die Österreich längst nicht mehr in zwei Lager teilen, als deren Repräsentanten sich die beiden Großparteien ausgeben. Sie versagt jedoch kläglich vor der „Vergangenheitsbewältigung“, sie muß es zwangsläufig, weil darunter Totschweigen verstanden wird. Ernsthafte Vergangenheitsbewältigung aber heißt arbeiten an Widersprüchen zum Zwecke ihrer Aufhebung.

Diese Arbeit ist in Österreich nie richtig geleistet worden, weder auf politischem noch auf künstlerischem Gebiet. Sie blieb, zu verschiedenen Zeiten, im Ansatz stecken. Gerade Zeiten, in denen es, in unterschiedlichem Ausmaß und aus unterschiedlichen Gründen, zu Strömungen und Bewegungen kommt, die die berühmte Lagermentalität überwinden, die sich nicht in ein starres Rechts-Links-Schema pressen lassen, werden aus der Forschung ausgespart, und keine große Ausstellung nimmt sich ihrer an. Wenn aber, dann um die „Lager“ wiederherzustellen. Diese Vernachlässigung trifft natürlich noch viel mehr einzelne Repräsentanten. Welche Strömungen und Bewegungen sind damit eigentlich gemeint? Auf die Gefahr des Vorwurfs der Konzeptlosigkeit hin seien angeführt: Die pazifistische Bewegung gegen den Ersten Weltkrieg, der Expressionismus, die Einheitsfrontbestrebungen sowohl in Österreich 1934–1938 als auch später im antifaschistischen Widerstand und im Exil. Auch der Kirchenkampf im ausgehenden 19. Jahrhundert gehört hierher wie demokratische Bewegungen in der 2. Republik, z.B. um Minderheitenrechte. Gemeinsam ist diesen Bewegungen, daß sich Menschen unterschiedlicher, sehr oft im Wandel befindlicher Weltanschauung zusammenfinden um einer gemeinsamen Sache oder Idee willen. Aktivität erscheint wichtiger als ein klares, gemeinsames Programm. Es gibt Widersprüche, und Vorgangsweise und Ziel werden heftig diskutiert. Es muß auch davon ausgegangen werden, daß einzelne Persönlichkeiten, denen wir objektiv die gemeinsame Zugehörigkeit zu einer Bewegung attestieren, sich dieser nicht bewußt waren und miteinander nichts zu tun haben wollten.

Schriftsteller scheinen durch den (literaturwissenschaftlichen) Rost in die Asche des Vergessens zu fallen, wenn sie sich in einer der obigen Bewegungen engagierten und darüber hinaus noch keiner Partei, keinem politischen Lager angehörten und keine „berühmten“ Freunde hatten, die sie bekannt machten. Diese Feststellung trifft insbesondere auf jene Schriftsteller zu, die man einem österreichischen „Expressionismus“ zurechnen kann. Wer etwa über

Ernst Weiß, Hugo Sonnenschein oder Albert Ehrenstein (wobei man noch von Berühmtheiten sprechen muß) arbeitet, kann ein Lied davon singen. Widerspruchsvolle Angaben und Einschätzungen sind die Regel, Quellenmaterial spärlich.

Rheinhardts Leben und Werk stehen im Zeichen von drei oben genannten Bewegungen: Pazifismus, Expressionismus und Einheitsfrontbestrebungen im Exil. Es scheint, als würden sich die Probleme und Widersprüche aller drei Bewegungen in nahezu typischer Form in Rheinhardts Leben widerspiegeln. Deshalb erfährt seine Person auch die widerspruchsvollsten Beurteilungen. Objektivweise muß natürlich auch gesagt werden, daß es die Wechselwirkungen zwischen privaten Schwierigkeiten und den Unklarheiten, die es in diversen literarischen und politischen Bewegungen gab, waren, die Rheinhardts Werk – im Verhältnis zu seinen Zeitgenossen Werfel, Musil oder Zweig etwa – als unbedeutend oder „schwach“ erscheinen lassen.

II.

Felice Gerty Wolmut (geb. Landesberger), die zweite Frau Rheinhardts, die in die USA exilierte, erinnert sich seiner in ihrer Autobiographie: „Er war Sohn eines Ex-Diplomaten, der sein kleines Vermögen verspielt hatte, und einer römischen Aristokratin.“¹ Rheinhardts Unstetigkeit und Ziellosigkeit äußern sich bereits früh. Er besucht mehrere Gymnasien, beginnt das Studium der Medizin, ohne es zu beenden (dies, obwohl im letzten Semester stehend und „obwohl er der geborene Arzt und Diagnostiker war“²), bleibt ihr aber aus Neigung stets verbunden. Im Ersten Weltkrieg am Balkan (er schreibt bei Ausbruch des Krieges Lyrik in Ragusa/Dubrovnik) meldet er sich als Freiwilligen-Arzt für ein Typhus-Spital im Karst. Nach einem Friedensaufruf in Versen (anscheinend nicht erhalten) wird er den Militärs unheimlich und wird als Leutnant ins Ministerium berufen, wo er – Ironie des Schicksals – slowenisch und italienisch verfaßte Briefe zensurieren muß. In den Kriegsjahren entsteht auch, in Zusammenarbeit mit Csokor, eine Art Landschaftsbuch, mit dem befremdenden Titel: *Vom Isonzo zum Balkan*, wobei festzustellen ist, daß es sich nicht um Kriegshetze handelt, sondern um Verklärung einer Landschaft, von der man wohl schon ahnt, daß sie nach dem Krieg nicht mehr Teil Österreichs sein wird.

Nach Angaben von Dr. Elisabeth Freundlich war Rheinhardt nach 1918 Mitglied des Soldatenrates und hatte Kontakt zur Kommunistischen Partei, v.a. zu Zucker-Schilling. Nach ihren Angaben war Rheinhardt nie antikommunistisch eingestellt und immer Verfechter des Gedankens einer österreichischen Nation. Gerty Wolmut schreibt, er habe damals von einer kleinen Pension gelebt und sei im Café „Museum“ oder bei reichen Freunden herumgelungert³. 1920 erscheint sein großer Gedichtband *Die unendliche Reihe*. Er weist den Autor eindeutig als Expressionisten aus: Pazifismus, Menschheitsdämmerung, Welterneuerung, Revolution ist das Programm. Das revolutionäre Pathos teilt er mit seinen Zeitgenos-

sen: sich besinnen, aufstehen, erneuern ist der Weg, Vorbilder und Ideale werden angerufen. Wie viele Expressionisten versucht er, der abgenutzten Religion neue revolutionäre Energie einzuhauchen (wobei zu bemerken ist, daß die christliche Metaphorik auch von sozialistischen Schriftstellern verwendet wird, um höchstes Pathos zu erzielen). Veränderung erscheint als göttliches Prinzip. Dennoch teilt er nicht die radikale Gesellschaftskritik einiger österreichischer Expressionisten und der Autoren, die in der *Menschheitsdämmerung* vertreten sind. In der *Botschaft*, die 1920 zeitgleich mit ihrem deutschen Pendant, der *Menschheitsdämmerung*, erscheint⁴, und als deren Herausgeber Rheinhardt fungiert, erklärt er seine Intentionen. Hans Heinz Hahnl charakterisiert sie als „Bewahrung des Vergänglichen durch Vergeistigung. Garniert mit großen Worten und Revolutionsheroik... Er schwärmt vom Kollektivismus und klammert sich an den Individualismus.“⁵ Franz Werfel, „dem Dichter, der am leidenschaftlichsten bekennt“⁶, wird am meisten Platz geboten, dann folgt Trakl. Es fehlen aber nicht die jungen Autoren sowie Schriftsteller, die man nur begrenzt dem Expressionismus zurechnen kann, etwa Stefan Zweig und Max Mell. Sein Programm, daß revolutionäre Veränderung beim Raisonement über das Gewesene einsetzen muß, um über eine Änderung des Bewußtseins den neuen Menschen hervorzubringen, setzt er auch in der eigenen Lyrik um:

DIE ERNEUERUNG

(Fragment)

Eine Dichtung in diese Zeit

Der erste Gesang

Kamerad, sprich ein rettendes Wort! Alle Ziele versanken.
Mensch steht auf wider Mensch! Weh, aller Traum ward klein.
Rinnendes Blut klagt uns an: immer noch dürfen Gedanken
Die Rechtfertigung allem Untergang sein.

Blutnebelnd dampfen die entgöttlichten Städte
Den verzweifelten Haß, schmettern Not gegen Not.
Schüsse zerreißen das Herz, das noch gebetet hätte.
Marterliebe in Ziegelgassen bettelt um Tod.

(...)

Spürst du die fremde Hand noch in deiner? O alle Hände
Waren Versöhnung, Sühne der Vorzeit in ihrem Druck.
War nicht einhallender Schritt durch Nachtstädte
Trost, große Wende,
Brüderlich nicht der Gesang der Millionen im Fahnenflug?

Alle Qual schien gesühnt. Die schauernden Heere der Toten
Schmiegeten sich in die Erde, boten den Wurzeln sich dar.
Stimmen in allen Winden brausten, erlösende Boten,
Furchtsamen Traum von menschheitsbewohnter Erde wahr.

Gingt ihr nicht mit, Dekabristen, und ihr aus den Tundren und Wüsten,
Mit uns im singenden Zuge, Schatten aus dem Bekennertod?

Dostojewsky und Herzen, da Männer einander küßten,
Marx, Bakunin, Jaurès in das heilige Morgenrot?

(...)

Ihr in allen Ländern der Erde, ahnende Dichter,
Rufet auf zum Gericht, denn nun gilt es Gericht,
Laßt uns aufstehn und Anklage erheben, Schuldige, Richter!

Jeder ist schuldig, jeder sei Richter...

Laßt uns alle bekennen, eh die Sühnfrist vergeht.

Denn dann sind wir nur Samen mehr, sind beschlossen,
Ausgestreuet zu werden in die künftige Zeit.

Weh uns, wenn das Verfluchte aus unseren Taten und Gossen
Schierling unseres Fluches in das Neue gedeiht.

(Aus: Die unendliche Reihe, S. 83–84, 89–90)

Während viele Expressionisten, die durchaus ähnliche „Gesänge“ verfaßten, später den einen oder anderen Weg, den der Metaphysik oder der Annäherung an den Sozialismus gingen, blieb Rheinhardt stehen beim Versuch, den Weg dazwischen zu gehen oder beide zu verbinden. Zwar erläutert er nie diesen Versuch expressis verbis, aber indirekt klingt dieses Ideal öfters an.

Dir schicke ich zugleich ein Buch, „Les grands cimetières sous la lune“, nach meinem Gefühl eines der großartigsten und wahrsten Anklagebücher dieses so anklagewürdigen Zeitalters. Bernanos ist, wie Du wissen dürftest, einer aus der kleinen Gruppe der militanten Katholiken Frankreichs, die jetzt – wunderlicher Weise – zusammen mit den Kommunisten der Kern des französischen Antifaschismus sind. Ich hoffe sehr, daß dieses Buch Dir ebenso Eindruck machen wird, wie der meine davon ist, der jetzt schon Monate in mir weiterwirkt.⁷



Seine ideologische Prinzipienlosigkeit und seine Unklarheiten hielten ihn davon ab, mehr zu leisten als ihm eigentlich möglich gewesen wäre. Seine sexuelle Libertinage, begünstigt durch die Jugendbewegung, und seine Geselligkeit wirkten noch verstärkend. So etwa schreibt Jakob Wassermann an Rheinhardts Frau: „Gertilein, Sie werden es nicht aushalten, daß er aus Faulheit nichts arbeitet, trotz seiner großen Begabung und daß er immer Frauen neben Ihnen haben wird.“ Ursache dieser Schreibfaulheit sei „... die Gewohnheit, seine Bücher seinen Freunden zu erzählen; das enthob ihn der brennenden Aufgabe, sie zu schreiben.“⁸ Geselligkeit und erzählerisches Talent werden auch zwanzig Jahre später noch gerühmt: „Dort (in den Katakomben von Les Milles) traf man allnächtlich Emil Alphons Rheinhardt. Zur Zeit der Internierung in Les Milles war er 50 Jahre alt, groß, sanguinisch, ein unwiderstehlicher Causeur und doch auch mehr als das. Der rote Wein machte ihn nicht schwerzüngig, sondern belebte ihn. Er hatte viel gelesen, viel von der Welt gesehen, kannte viele Menschen, war voll Kunstverständnis, wußte gut zu erzählen. Sogar in den Katakomben bildete er einen Mittelpunkt.“⁹

So verdankt er es neben der literarischen Tätigkeit – durch den Lyrikband *Stunden und Schicksale* (1913) wurde Hofmannsthal auf ihn aufmerksam, Wassermanns und Schnitzlers Bekanntschaft machte er nach Herausgabe seiner zwei langen Erzählungen im Band *Abenteuer im Geiste* (1917) – sicher seinem Wesen, daß er Kontakt zu Dichtern unterschiedlichster Richtungen hat, von Fritz Brügel bis Thomas Mann. Dadurch ist er nahezu prädestiniert, als Herausgeber tätig zu sein. So ediert er neben der bereits erwähnten *Botschaft* auch eine fünfzehnbändige Reihe klassischer Romane *Epikon*, die sich großer Wertschätzung seiner Zeitgenossen erfreute. Und es wundert eigentlich nicht mehr, daß es gerade ihm gelingt, im Jahre 1938 so etwas wie eine künstlerische Einheitsfront der Exilösterreicher in Frankreich auf die Füße zu stellen.

III.

1922–1926 lebt Rheinhardt als Lektor in München, dann in der Nähe von Livorno und zwei Jahre in Rom. Ab 1928 bewohnt er eine Villa in Le Lavandou (bei Toulon). In dieser Zeit beginnt er die Arbeit an seinen Biographien. 1928 erscheint als erste das *Leben der Eleonora Duse*, mehrfach übersetzt, in Italien sehr geschätzt und noch 1944 erneut im Suhrkamp-Verlag erschienen. Es folgen der Reihe nach Biographien von Persönlichkeiten der französischen Geschichte: *Napoleon III. und Eugenie* (1930), *Josephine – Leben einer Frau* (1932) und *Der große Herbst Heinrichs IV.* (1934).

Wie ist jene Wandlung vom „faulen“ Lyriker zum „fleißigen“ Biographen zu erklären? Ist es so, daß „der Weg vom Ekstatiker zum wohltemperierten Historiker ... offenbar kürzer und einfacher (war), als man annehmen sollte?“¹⁰ Die Hinwendung zur Biographie und zum historischen Roman ist eine Tendenz im literarischen Schaffen zwischen 1920 und

1935. Es seien nur genannt: Feuchtwanger, H. Mann, Le Fort, Roth, Werfel, Zweig. Egal, von welchem Standpunkt aus man sich den Problemen der Zeit, die sich nicht in der von den Expressionisten erhofften Geschwindigkeit überwinden ließen, stellte, man versuchte im Historischen Position zu beziehen und die Gegenwart damit zu (er)klären. Je klarer dieser Standpunkt ist, desto mehr Gegenwartsbezug fließt – sowohl in der Persönlichkeitsschilderung als im Essayistischen – in diese Biographien und historischen Romane ein, desto deutlicher gibt der Autor zu erkennen, daß er auf diese Weise ins aktuelle Geschehen eingreifen möchte (z.B. Zweigs *Erasmus oder Castellio gegen Calvin*, der Gleichnischarakter von H. Manns *Henri IV.*, Feuchtwangers Schlüsselroman *Der falsche Nero*). Aber auch ohne jedes Beziehen von klaren Positionen und Aktualisierungen sind Biographie und Historischer Roman nur scheinbar unpolitisch. Einerseits offenbart sich unvermeidlich die Geschichtsauffassung des Autors, andererseits sind diese Genres wohl auch als Mittel der Flucht vor den Nöten des Daseins sehr beliebt. Die Frage, ob die Beschäftigung mit historischen Stoffen Fluchtcharakter aufweise, wurde denn auch – v.a. im französischen Exil – heftig diskutiert.¹¹

Die Biographien Rheinhardts sind weder der trivialen, scheinbar unpolitischen Produktion noch den aktualisierenden zuzurechnen. Sie weisen noch nicht jenen Zeitbezug auf wie die Romane Manns und Feuchtwangers. Dies ist von der Entstehungssituation her verständlich: sind sie doch in einem relativ sorglosen, freiwilligen Exil noch vor der Machtergreifung Hitlers geschrieben worden (ausgenommen vielleicht die Schlußarbeiten am *Großen Herbst*). Der Zeitbezug ist eher didaktischer Natur, d.h. Prozesse, die in der Gegenwart ablaufen und die dem Leser verständlich sind, dienen der Erläuterung der Vergangenheit (ohne daß in den Fehler verfallen wird, zu behaupten, in der Geschichte wiederholten sich immer dieselben Abläufe):

Wo die Darstellung eines Einzellebens sich bedeutenden Menschheitsgeschichtlichen Ereignissen nähert oder gar in solche verflochten wird, wird sich der Darsteller schwer der Versuchung entziehen können, die großen Akzente des Gesamtgeschehens auch auf solche Teile seiner Aufgabe zu übertragen. In Zeiten, die selber das Glück hatten, nicht in die große Geschichte zu gehören, mag diese Konvention, die einschneidenden Ereignisse der Gesamtheit auch für den einzelnen als Entscheidend wichtig zu setzen und diese Wichtigkeit auch gleich seinem Bewußtsein zuzuschreiben, immerhin noch hingehen. Wer aber selber tuend und leidend durch eine solche groß geheißene Zeit hindurchgegangen ist, wird hier stutzen und sich besinnen. Es wird ihm etwa, wenn er als Soldat den Krieg erfahren hat, in Erinnerung kommen, wie erschrocken er war, wenn er aus der todesgroßen Wichtigkeit des Krieges in seine Stadt zurückkehrend die Menschen geputzt und lachend, als ob sein ganzer Krieg nicht wahr wäre, aus dem Theater kommen gesehen hatte; ...

Der Betrachter wird dann, seiner eigenen schwermütigen Erfahrung eingedenk, mit diesem konfektionierten Parallelismus von Wichtigkeiten nichts mehr anzufangen wissen. ... Oder er wird sich wieder jenes schon erwähnten Tagebuches Ludwigs XVI. mit seinen Listen

getöteter Hasen, Fasanen und Rebhühner erinnern und vieler anderer solcher Tagebücher und Briefe aus Orten und Zeiten, die von großen historischen Ereignissen gezeichnet sind, deren aber diese gleichzeitigen Aufzeichnungen mit keinem Worte Erwähnung tun.

Solcher Erfahrungen eingedenk, hat sich der Darsteller dieses Frauenlebens bemüht, mit dem Historischen hauszuhalten; und da dieses Historische von nun an für Josephine zu einer Art chronischer Krankheit zu werden beginnt, sagt er sich, daß ja auch der chronisch Kranke, der kein Hypochonder ist, es sich mit solcher Krankheit so gut einrichtet, als es irgend geht, und sein Leben so führt, als ob er nicht ein Kranker wäre.

(Josephine, S. 114 f)

Dieser längere Abschnitt beleuchtet zugleich sein wesentliches gestalterisches Problem, nämlich Subjektivität und objektives Resultat historischer Abläufe in Einklang zu bringen, oder auch deren Widerspruch darzustellen. Dem entspricht auch die Wahl der Menschen, deren Lebensgeschichten er beschreibt. Es handelt sich um sinnliche Naturen, bis auf Henri IV. um Frauen, die selbst berühmt sind, aber nur indirekt Geschichte machen, weil an der Seite noch berühmter Männer stehend. Leben und Handeln dieser Menschen hat oft wesentlichen Einfluß auf den Gang der Dinge, ohne daß sie sich ganz der Dimension ihres Handelns bewußt werden. Obwohl etwa die Beurteilung der Persönlichkeitsstruktur Heinrichs IV. bei Heinrich Mann und Rheinhardt ähnlich ausfällt, ist ihr Ausgangspunkt ein gänzlich anderer. Wenn Rheinhardt Heinrich IV. Größe attestiert, dann deshalb, weil diesen seine Lebenslust trotz allem nicht daran hinderte, „le bon roi“ zu sein. Wie bei Mann ist der König bei seinen Landsleuten deshalb so beliebt, weil seine Sinnlichkeit der seines Volkes entspricht, Teil des französischen Nationalcharakters ist. Die negativen Folgen dieser Sinnlichkeit – die bereits den parasitären Charakter seiner Nachfolger anzunehmen droht – des alternierenden Henri auf die Politik werden jedoch kritischer herausgearbeitet. Bei Heinrich Mann dagegen bilden politischer Weitblick und Lebensfreude eine dialektische Einheit. Nicht trotz, sondern gerade wegen seiner Lebensfreude wird Henri zum großen König. Eigentlich drücken schon die beiden Titel die Ähnlichkeit und den Unterschied zwischen den Werken aus: „groß“, aber doch „Herbst“ und „Vollendung“. Darüber hinaus seien die formalen und inhaltlichen Unterschiede nur angedeutet:

Beide Lebensbeschreibungen setzen zum gleichen Zeitpunkt ein; allerdings muß Rheinhardt in aller Kürze rekapitulieren, was den ersten Teil von Manns Roman *Die Jugend Henri IV* ausmacht. Unterschiedlich natürlich die Wahl der Gattung, wenn auch auffällt, daß Rheinhardt weniger mit Beispielen aus der Gegenwart kommentiert, wodurch sein Erzählstil flüssiger wird; auch die nicht chronologische Vorgangsweise rückt Rheinhardts Buch schon in die Nähe des biographischen Romans.

Für beide Dichter jedoch ist Henri der humanistische Tاتمensch der Renaissance, tolerant in der Religionsbetätigung, Wirklichkeit gewordener Faustmythos einer Harmonie nordeuropäischer Geistigkeit

und südeuropäischer Sinnlichkeit. (Rheinhardt, der ja 1933 Heinrich Mann als „Nachbarn“ im Exil bekam, war mit diesem und dessen Bruder Thomas gut befreundet. Nach Informationen von Elisabeth Freundlich hat Mann sowohl Rheinhardts Buch gekannt als auch von ihm Material zum „Henri IV“ erhalten. Rheinhardt riet ihm zur Flucht über die Pyrenäen und verabschiedete ihn und Feuchtwanger in Marseille. „Wäre nur Emil Alphons Rheinhardt selbst diesem Rat gefolgt!“¹² Umgekehrt beantragte Thomas Mann für ihn ein Visum, das aber abgelehnt wurde.¹³)

Rheinhardt verfolgt in den Biographien weder methodisch noch ideologisch eine klare Linie. Es gelingt ihm nur teilweise, seine oben skizzierten gestalterischen Prinzipien durchzuhalten. Die Forderung Goethes an die Biographie, „den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht gebildet... und wie er sich wieder nach außen abgespiegelt“¹⁴, wird nur teilweise erfüllt. Darstellung des Einzelschicksals und Epochenbeschreibung stehen nebeneinander, durchdringen, „spiegeln“ einander nicht. Damit ähnelt die biographische Darstellungsweise jener Stefan Zweigs, ohne dessen ideologisch-essayistische Einschübe. Besonders augenfällig sind die häufigen persönlichen Einschaltungen des Autors, die eine Biographie sonst eher selten aufweist:

Hier sei denen, die sich so gern über die Bestialitäten aller Revolutionäre (die Gegenrevolutionäre vergessen sie dabei meist!) entrüsten, in Erinnerung gerufen, daß das auch heute noch weit mehr geforderte als geübte Gefühl für den Mitmenschen eine Entdeckung neueren Datums ist, die, wenn überhaupt, nur in den Pausen und Waffenstillständen des Daseinskampfes zu funktionieren pflegt. (Der Verfasser kann hier nicht umhin, eine persönliche Erinnerung anzuführen: Ihm drängt sich das Bild eines jungen, rundlich-rosigen Gymnasiallehrers auf, eines vorbildlichen Familienvaters, der seinen Schülern, so oft die Französische Revolution dran war, die entmenschte Scheußlichkeit all der Mitschuldigen der Terreur wahrhaft höllenbreughelisch zu schildern pflegte. Daneben steht das Bild dieses selben rundlich-rosigen Mannes in der feldgrauen Uniform eines Artillerieoffiziers. Hinter ihm an der Wand hängt ein Jagdkarabiner mit einem Zielfernrohre; und auf dem Kolben sind säuberlich parallel zentimeterlange Striche eingeschnitten. Jeder dieser Striche bedeutete einen „abgeschossenen Feind“, den sich der Geschichtsprofessor in seiner in den Infanteriedeckungen zugebrachten freien Zeit „geholt“ hatte. Als der Verfasser ihn zuletzt sah, waren vierundneunzig Striche auf dem Kolben – und in seinem Gewissen als verdienstvolle Werke verzeichnet.)

(Josephine, S. 127 f)

Seine positive Stellungnahme zur Französischen Revolution deutet auf ein insgesamt fortschrittliches Verständnis der Geschichte hin. Über die methodische Seite hinaus hat die Wahl von Frauengestalten für Rheinhardt noch eine persönliche Bedeutung. Frauen und Beziehungen spielen für ihn eine große Rolle, und es hat den Anschein, als erfolge in den

Biographien auch eine persönliche Bewältigung und Abrechnung mit den eigenen Beziehungen. So entsteht die *Duse*, nachdem er seine zwei Ehegattinnen, bzw. seine Bekanntschaften, die oft Schauspielerinnen und Sängerinnen waren, in Österreich zurückgelassen hatte. Der *Große Herbst* liest sich gelegentlich wie eine Abrechnung mit der eigenen Libertinage.

Die Vorliebe für das Didaktische (verbunden mit exakten Quellenangaben und häufigem Zitieren) und ein gewisser Hang zum Erotischen führt oft zu breiten Sittengemälden, wobei ebenfalls der Bezug zur Gegenwart nicht fehlen darf: ...

vergegenwärtigt man sich Modebilder mit den zwar langen, aber alle Körperformen genauestens modellierenden Kleidern, unter denen fast nichts getragen wurde, und die entblößten Brüste, und liest man immer wieder, daß die Frauen beim Niedersetzen Sorge trugen, daß ihre oft strumpfloßen Beine sichtbar wurden, so hat man schon ein gut Teil wohlvertrauter Parallele. Diesem Stückchen Vermännlichung der sich exhibierenden, werbenden Frau entspricht ein gleiches Maß von Verweiblichung eben der Männer, die die natürlichen Partner dieser Frauen sind ... Wer erkannte in diesen bartlosen und ein klein wenig effeminierten Gestalten, die so lange Jünglinge bleiben, bis sie Greise werden, nicht einen Schlag von Zeitgenossen wieder?

Empfindet man nicht den Zusammenhang mit vieler „radikaler“ Jugend von heute und von immer, die in große Bindungen drängt? Ahnt man aus diesen Hinweisen ein wenig die Atmosphäre, erkennt man sie wieder durch all die Verschiedenartigkeit von Kostüm und Dekor hindurch?

(Josephine, S. 161 f)

Abschließend sei noch zu den Biographien die Bemerkung gestattet, daß mit der Stoffwahl durchaus profane Interessen verbunden waren. Schließlich war Rheinhardt ein Genießer und ausgesprochen gastfreundlicher Mensch, der auch Schriftstellerbekanntschaften im Exilland nicht missen wollte.

IV.

Nach dem Erscheinen des *Großen Herbst* veröffentlichte Rheinhardt bis zu seinem Tod fast nichts mehr. Beinahe hat es den Anschein, als sei der alte Schlendrian bei ihm wieder eingerissen. Doch der Schein trügt, vielmehr stürzte sich Rheinhardt in mehrere Arbeiten gleichzeitig, von denen einige bereits abgeschlossen gewesen sein dürften, als er im April 1943 von der italienischen Staatspolizei verhaftet wurde. In seinem Tagebuch notiert er: „Ich hoffe, daß meine Biographien besser zu lesen sind. Ich glaube, daß, wenn ich noch eines Tages Bücher schreiben kann, werden sie viel erfahrener und mit dem wesentlichen beschäftigt sein, als meine bisherigen. Ich habe das Gefühl, daß ich überhaupt noch nicht angefangen habe mit der Schriftstellerei.“¹⁵ „Heute nacht dachte ich, wieviele von meinen Manuskripten verlorengegangen sind: der Xenia-Roman, der Gedichtband *Brennende Ufer*, ein Band Prosastücke, die Novelle *Die kleine Zlatka* u.v.a. noch. Ich will lieber Wäsche waschen und etwas anderes tun als an das zu denken.“¹⁶ Auch Nico Rost

notiert am 26. Februar 1945, einen Tag nach dem Tod Rheinhardts, daß er über zahlreiche abgeschlossene Arbeiten und viele laufende Projekte gesprochen habe: „Ob Rheinhardts Sekretärin wohl sein Romanmanuskript bei der Haussuchung retten konnte? Er hoffte es so – selbst im Fieber hat er noch davon gesprochen. Er wollte den Roman später so gern beenden, ebenso auch sein Buch über Rilke! Dann die vielen Projekte für sein Österreich – nach dem Kriege: Reform des gesamten Geschichtsunterrichts, Revision aller Schul- und Lehrbücher, eine Literaturzeitschrift mit internationaler Orientierung und so weiter.“¹⁷

Darüber hinaus kommt es nach der Okkupation Österreichs zu einer deutlichen Politisierung Rheinhardts, die eine Vielzahl kleinerer Arbeiten, Artikel, Manuskripte von Reden und Vorträgen zur Folge hat. Es ist erstaunlich, wie sehr er sich, der sich ab 1920 praktisch nicht mehr in Österreich aufgehalten hat, für die nationale Unabhängigkeit Österreichs engagiert. Im Briefwechsel mit Csokor erörtert er (die wohl illusorische) Aufstellung österreichischer Legionen im Ausland.¹⁸ Seine wichtigste Tätigkeit ist aber die Gründung der „Liga für ein geistiges Österreich“.

Ende September 1938 lernten Rheinhardt und ich in Paris Dr. Arpad Haas und seine Mitarbeiterin Dr. Elisabeth Freundlich, eine junge Germanistin, kennen. Wir beschlossen die offizielle Gründung eines Vereines. Die Namensgebung bereitete Schwierigkeiten. Das naheliegende „Österreichischer Kulturbund“ kam nicht in Frage, da vor der Annexion ein Verein dieses Namens in Wien bestanden hatte und der Eindruck irgendeiner Kontinuität vermieden werden mußte. Schließlich einigten wir uns auf das recht schwerfällige „Liga für das geistige Österreich“; der französische Name „Ligue de l'Austriche Vivante“ war wesentlich gefälliger.¹⁹

Rheinhardt kümmerten parteipolitische Gegensätze relativ wenig. Sie stellten lediglich ein Erschwernis für das gemeinsame Vorgehen dar. Er selbst arbeitete gleichermaßen an der „Österreichischen Post“ wie an den „Nouvelles d'Autriche“ mit. In beiden veröffentlicht er Zitatensammlungen, Essays zur österreichischen Geschichte und Literatur sowie eine historische Anekdote. Ein Brief erhellt deutlich seine Einstellung:

Aus Paris schicke ich Dir den eben in Druck befindlichen Aufruf der „Liga für das geistige Österreich“. Ich bin einer der Hauptinitiatoren ihrer Gründung, denn seit jenen furchtbaren Märztagen, in denen unser Land von den Hitlertruppen besetzt worden ist, weiß und empfinde ich immer klarer und intensiver, wie sehr wir zu diesem österreichischen Land und Wesen gehör/en/ – und wie art- und wesensfremd die Eroberer sind. Und wenn ich auch jetzt, der Not der Zeit gehorchend, Franzose werden soll, werde/ich dabei nicht aufhören, mich als Österreicher zu fühlen und zu hoffen, daß Österreich wieder frei werde. Wir sind jetzt schon eine ganze Menge geistiger und künstlerischer Menschen, aus denen sich diese Liga zusammensetzt, Katholiken, Sozialisten, Kommunisten und parteilos-demokratisch Fühlende, sämtliche aber antifaschistisch. Es sind wichtige Leute dabei, Musil, Werfel, Bruno Walter, eigentlich alle besten Namen des eigentlichen neueren Österreich.²⁰

Neben der Gründungsveranstaltung wurden noch ein Werfel-Vortragsabend, gemeinsam mit dem SDS (Schutzverband Deutscher Schriftsteller), eine Protestveranstaltung gegen die Okkupation des Sudetenlandes und eine Gedenkfeier zum 1. Jahrestag der Besetzung Österreichs, die mit 700 Personen gut besucht war, durchgeführt. Von den Sozialdemokraten wurde die „Liga“ boykottiert. Auf dieser Feier hielt Rheinhardt ein Referat, das die nationale Eigenart und besondere Geschichte Österreichs behandelte. Angeblich war er mit den Überlegungen Alfred Klahrs zur Frage der österreichischen Nation vertraut; in seinem Referat dürfte er ähnliche Ansichten geäußert haben. Da die Rede nicht erhalten ist, läßt sich dies lediglich aus einer Kritik der „Österreichischen Post“ schließen. Diese erscheint zwar auf den ersten Blick wohlwollend zu sein, man muß jedoch bedenken, daß Kritik an den eigenen Reihen (oder wen man dazu zählte) ausgesprochen selten war.

E.A. Rheinhardt, der Gründer der Liga, gab einen von glühender Liebe zu Österreich getragenen Abriss seiner Geschichte, um so die besondere Eigenart seiner Kultur darzustellen. Besonders gelungen war seine Würdigung der Gegenreformation und die Bezeichnung des „kapuzinischen Frömmigkeitstyps“. Hier war die Umwertung gewisser überkommener historischer Fehlurteile vollkommen durchgeführt. Aus Liebe zur gegenwärtigen, selbsterlebten und mitgestalteten österreichischen Kultur entsteht eine ganz neue geistige Durchdringung auch der Elemente, die sie geschaffen haben. Vielleicht wird mancher aus demselben Grund nicht ganz ebenso mitkönnen bei der Wertung Josephs II. und dafür wünschen, daß Rheinhardt die bei der Gegenreformation so gelungene Umwertung auch auf die Person und die Zeit des Kaisers Franz und seines vielverkannten Kanzlers angewendet hätte. Genau so wie die „Ahnenreihe“ unseres heutigen Österreichbekenntnisses in puncto Reformation und Gegenreformation revidiert werden mußte, so wird sich eine solche Revision auch hier empfehlen, wie übrigens auch für das Jahr 1848.²¹

Rheinhardt gelang es auch immer wieder aufgrund seiner Kontakte, Persönlichkeiten des französischen Kulturlebens für Vorträge auf diesen Abenden zu gewinnen. Das Projekt einer gesamtösterreichischen Kulturzeitung scheiterte ebenso wie das eines Lesebuches, „das die durch die großdeutsche Geschichtsschreibung vernachlässigten freiheitlichen österreichischen Traditionen betonen sollte“.²²

Die politischen und ideologischen Positionen Rheinhardts lassen sich, wie aus den Biographien zu erkennen war, nur schwer, oder, wie in oben erwähnter Rede, indirekt bestimmen. Er war mit zahlreichen österreichischen, aber auch deutschen Kommunisten wie Kisch, Kantorowicz, Uhse befreundet (letzterer wurde durch seine Gastfreundschaft von Selbstmordgedanken abgebracht²³). Mit Max Schröder gab es – scheinbar fruchtbare – Kontroversen, die Rheinhardt später als beigelegt und überholt betrachtete.²⁴ Auch Nico Rost, holländischer Literaturhistoriker und Kommunist, scheint mit ihm im wesentlichen übereingestimmt zu haben: „Die Freundschaft zwischen uns war tief und gut. Wir hatten die gleichen Ansichten über Politik und hatten beide die

eine gleiche, große Leidenschaft: die Literatur.“²⁵ Seine Bekanntschaften mit Schriftstellern aus dem konservativen und monarchistischen Lager wurden bereits erwähnt. Von den Sozialdemokraten zählte lediglich Fritz Brügel zu seinem Freundeskreis. Umgekehrt zählt ihn Kantorowicz, obwohl er Rheinhardts Tätigkeit im Widerstand (ab 1942/43) positiv anerkannte, zu den Konservativen: „Er war weder Jude, noch Kommunist, vielmehr ein Mann konservativer, ja sogar österreich-monarchistischer Gesinnung.“²⁶ und an anderer Stelle: „... sein latenter Antikommunismus ... trat nun ausgeprägter hervor und schreckte uns ab.“²⁷ Es scheint freilich auch möglich zu sein, daß sich Rheinhardt ausgesprochen mißtrauisch gegenüber jenen verhielt, die die Existenz der österreichischen Nation leugneten. Von sich selbst sagt er bloß, daß er keinem Lager angehöre, was die Möglichkeit, z.B. in die USA zu emigrieren, sehr erschwere:

Wenn Pater Österreicher erklärt, ich sei nicht mehr Katholik, so meint er, ich habe nicht katholische Politik gemacht. Daher bin ich nur ein isolierter Individualist, in diesen schweren Zeiten, in denen die Gruppen fest zueinander- und alle anderen fernhalten, die nicht zu ihnen gehören. Und als Schriftsteller bin ich weder eine besondere Berühmtheit, noch einer von den angenehmen Mittelmäßigen, die man gern hat und denen von tausenden Gleichgesinnten gerne geholfen wird. Nun ja, Du kannst Dir vorstellen, daß es mir nicht leid tut, daß ich kein Kommunist gewesen bin, wenn ich nun sehe, daß heutzutage diese Menschen Hilfe finden von überall her, sogar von amerikanischer Seite. Aber all dem kann nun nicht mehr abgeholfen werden, jetzt muß ich die Suppe auslöffeln oder ich werde in ihr ertrinken...“²⁸

Auf das Bürgertum und die Intellektuellen zählt er nicht mehr, sie seien ein Stück zuendegehender Welt, während sich die Arbeiter völlig ungebrochen behaupten würden – dies auf die Situation Österreichs gemünzt.

V.

Rheinhardts Lebensweg nach 1938 ist rasch erzählt und wurde teilweise bereits vorweggenommen: 1939 und 1940 von den Franzosen kurz interniert, kehrt er nach Le Lavandou zurück und versucht, anfangs eher halbherzig, später verzweifelt und vergeblich, in die USA auszureisen. Ab 1942/43 ist er im Widerstand tätig²⁹ und wird im April 1943 von der italienischen Staatspolizei verhaftet (nach der Besetzung Südfrankreichs durch die Nazi wird der Küstenstreifen zwischen Nizza und Marseille den Italienern zur Verwaltung übergeben). Er wird von einem Gefängnis ins andere überstellt, zuletzt nach Marseille. In diesen Gefängnissen führt er ein Tagebuch, das von seiner Sekretärin, Erica de Behr, hinausgeschmuggelt werden konnte (heute im Besitz des DÖW). Es handelt sich dabei im wesentlichen um eine Beschreibung des Gefängnisalltags. Nach dem Zusammenbruch des Mussolini-Regimes wird

Rheinhardt von der Gestapo übernommen und am 5. Juli 1944 in Dachau eingeliefert.

Auch diese Phase seines Lebens ist von Widersprüchen gekennzeichnet. Während er in den Briefen des ersten Halbjahres 1941 Gerty Wolmut verzweifelt um Hilfe bei der Ausreise bittet, schreibt er ein Jahr später, wie sehr er Europa verfallen sei, daß er seine literarische und politische Tätigkeit nicht aufgeben und seine Sekretärin nicht allein zurücklassen könne. Irgendwie ähnelt seine Situation stark jener der Hauptfigur von Anna Seghers *Transit*. Als er sich später wieder verstärkt um die Ausreise in die USA bemühte, ließen dies die veränderte Situation und abschlägige Bescheide nicht mehr zu.³⁰

Daß er der berühmte Autor der *Duse* war, hat bei den Umständen der Verhaftung eine gewisse Rolle gespielt. Die Aussagen dazu sind jedoch widersprüchlich. Kantorowicz schreibt, daß die Italiener den Duse-Autor so lange deckten, wie es ihnen nur möglich war, seine Auslieferung an die Gestapo jedoch nicht verhindern konnten.³¹ Nico Rost hingegen dürfte von Rheinhardt anderes erfahren haben: Er wurde verhaftet „wegen angeblicher Vorbereitung eines bewaffneten Aufstandes, in Zusammenarbeit mit französischen Freunden sowie deutschen und italienischen Emigranten. Sie wußten alles über ihn – so erzählte er mir – und verübelten ihm ganz besonders, daß er sich seinerzeit geweigert hatte, den Orden anzunehmen, der ihm von Mussolini für sein Buch über die Duse angeboten worden war. Als die Deutschen kamen und ihn „übernahmen“, sind glücklicherweise seine Akten verlorengegangen, so daß man nicht weiß, woran man mit ihm ist, und ihn hierher geschickt hat.“³² Tatsächlich scheint es – aus welchen Gründen immer – nicht zu einer Weitergabe der Akten durch die Italiener gekommen zu sein, so daß er in Dachau nur als Schutzhäftling und nicht als „Terrorist“ geführt wurde.

In Dachau macht er die Bekanntschaft mit dem bereits mehrfach erwähnten Nico Rost, der in seinem Tagebuch *Goethe in Dachau* u.a. auch über die zahlreichen Gespräche berichtet, die er mit Rheinhardt über österreichische Literatur geführt hat. Dadurch habe er eine gänzlich neue, nicht mehr vom großdeutschen Blut- und Boden-Mythos bestimmte Sichtweise der österreichischen Literatur entwickelt. Rheinhardt ist in Dachau als Arzt tätig, wird zur Pflege der Typhuskranken eingeteilt und infiziert sich. Bereits in fortgeschrittenem Alter und geschwächt, bedeutete diese Infektion für ihn den Tod, zwei Monate vor der Befreiung Dachaus.

Um 1938 hat Rheinhardt ein Gedicht verfaßt, das sein Wesen sehr treffend charakterisiert und den Titel *Grabschrift* trägt:

Ist auch wenig mir geraten,
Legt kein Werk mehr Zeugnis ab?
Bleibt aus Träumen und aus Taten
Endlich nur dies arme Grab:
Ohne Reue ihm entgegen
Leb' ich, wie ich leben muß,
Und vergeude meinen Segen
und vertu' den Überfluß.

Ich bin da und atme, trinke
Heiligen Süden, Licht und Wein –
Und bis ich ins Dunkel sinke,
Bleibt mein bestes Tun: zu sein!
Gruß euch, ihr vertanen Gaben,
Ungeschaffne Werke, gut
War's, von euch geträumt zu haben
und das traumverliebte Blut
der Provence hinzugeben:
Landschaft, Frau'n, Musik und Wein.
O wie süß war es, zu leben,
welch ein Wunder, da zu sein!
Ob der Gott mich anders plante?
Wer so vieles gibt – vergibt.
Sein ist, daß ich dachte, ahnte –
Und sein Werk so sehr geliebt.

(DÖW 11601)³³

Anmerkungen:

- 1 Wolmut, Felice Gerty: Lebenserinnerungen (Manuskript, DÖW, Akt 9761), 3. Kapitel, S. 35.
- 2 ebd.
- 3 ebd.
- 4 Rheinhardt, Emil Alphons (Hrsg.): Die Botschaft. Wien Strache 1920.
- 5 Hahn, Hans Heinz: Vergessene Literaten. Fünzig österreichische Lebensschicksale. Wien 1984. S. 165.
- 6 Rheinhardt, Die Botschaft.
- 7 Brief von Rheinhardt an F. Wolmut, Le Lavandou, 9.11.1938, DÖW, Akt 11601.
- 8 Wolmut, Lebenserinnerungen, 4. Kap., S. 8 und 16.
- 9 Kantorowicz, Alfred: Exil in Frankreich. Bremen 1971, S. 112.
- 10 Hahn, Vergessene Literaten, S. 166.
- 11 Vgl. Kunst und Literatur im antifaschistischen Exil 1933–1945. Bd. 7. Exil in Frankreich. Leipzig 1981, S. 238–242.
- 12 Kantorowicz, Exil in Frankreich, S. 150.
- 13 Vgl. Steinmetz, Selma: Emil Alphons Rheinhardt (1889–1945). Aus dem Leben eines Exilschriftstellers. In: Zeitgeschichte, 4. Jg., H. 4, S. 113.
- 14 Goethe, Johann Wolfgang von: Dichtung und Wahrheit. Vorwort. (1811). Frankfurt 1975 (= it. 149), S. 11.
- 15 Rheinhardt, Tagebuch, S. 42 (DÖW 11601).
- 16 ebd., S. 48.
- 17 Rost, Nico: Goethe in Dachau (1948). Frankfurt 1983, S. 190.
- 18 Csokor, Franz Theodor: Briefe v. 26.8.1939 und 3.10.1939.
- 19 Lester, Conrad: Probleme der österreichischen Literatur in der Emigration (Frankreich 1938–1940). Nach einem Vortrag an der Wiener Universität im Rahmen der Gesellschaft für Hochschulforschung, 16.3.1972, S. 6 f.
- 20 Rheinhardt an Wolmut, 9.11.1938, DÖW 11601.
- 21 Österreichische Post, Nr. 8, S. 11.
- 22 Elisabeth Lanzer (d.i. Freundlich, Elisabeth): Mittler zwischen Frankreich und Österreich. In memoriam E.A. Rheinhardt. In: Austro American Tribune Nr. 3, October 1945.
- 23 Vgl. Kunst und Literatur im antifaschistischen Exil, Bd. 7, S. 340.
- 24 Vgl. Brief von E.A. Rheinhardt an Max Schröder, 20. Juli 1941, Le Lavandou. In: Kultur unserer Zeit, von Max Schröder: Emil Alphons Rheinhardt. In: The German American, S. 8.
- 25 Rost, Goethe in Dachau, S. 190.
- 26 Kantorowicz, Exil in Frankreich, S. 150.
- 27 ebd., S. 89 f.
- 28 Rheinhardt an Wolmut, Le Lavandou, 5. Mai 1941, DÖW 11601 (Pater Österreicher ist der ehemalige Beichtvater Wolmuts, Exilant im Umkreis Schuschniggs).
- 29 Genauere Angaben zur Widerstandstätigkeit vgl. Steinmetz: E.A. Rheinhardt, S. 115 f.
- 30 vgl. ebd.
- 31 Vgl. Kantorowicz, Exil in Frankreich, S. 90, 150.
- 32 Rost, Goethe in Dachau, S. 37.
- 33 Veröffentlicht auch in: Fel Mayer, Rudolf (Hrsg.): Dein Herz ist deine Heimat. Wien: Amandus Verlag 1955. S. 212.

ALFREDO BAUER

„Ich halte mich für verwurzelt in der österreichischen Kultur.“ Mit diesem Bekenntnis von Alfredo Bauer endete ein Gespräch, das ich mit dem zweiundsechzigjährigen – ja, was eigentlich: Arzt? Publizisten? Schriftsteller? politisch engagierten Vermittler zweier Welten? im Februar dieses Jahres, im argentinischen Hochsommer, führte. Die Bindungen an Österreich seien stark, erklärte er mir – aber weder das offizielle noch das „andere“ Österreich haben ihn bisher zur Kenntnis genommen. Von seinem Romanzyklus „einer Wiener Bürgerfamilie“, in Spanisch niedergeschrieben, sind die ersten beiden Bände auf Deutsch erschienen – in der DDR.

Aber beschränken wir uns erst einmal auf die bibliografischen Angaben: Bauer (Alfred Adolf) ist am 14.11.1924 in Wien geboren. „Mutter Pharmazeutin, Vater Gewerbetreibender“, schreibt er in einem ‚Lebenslauf‘, „beide gesinnungsmäßig Sozialdemokraten. Großvater mütterlicherseits liberaler Gemeinderat im Habsburgerstaat. Jüdische Abstammung, weder religiös noch ‚national‘ engagiert“. In der Inneren Stadt, dem Wohnbezirk der Familie, besuchte Bauer die Volksschule, dann das Akademische Gymnasium. Nach dem ‚Anschluß‘ wurde die Familie aus rassistischen Gründen verfolgt; Bauers Vater entging im November ’38 durch Zufall der Verhaftung. „Viele Verwandte deportiert und ermordet.“

Im Februar ’39 Auswanderung nach Argentinien, wohin es schon zwei Jahrzehnte früher eine Tante verschlagen hatte. In der einzigen nicht gleichgerichteten deutschen Schule, dem Colegio Pestalozzi, lernte Bauer, bei seinem Lehrer August Siemsen, „Grundzüge des Marxismus“. Ab 1941 „politische Betätigung: Jugendklub Blau-Weiß, Frei-Österreich-Bewegung. Kommunistischer Jugendverband“; seit 1946 gehört er der KP Argentiniens an. Aber: „Ich dachte schon daran zurückzugehen. Doch die Emigration nach Argentinien ist schon ihrem Charakter nach definitiv gewesen. Es ist kaum jemand von hier zurückgegangen.“

Von 1943 bis 1949 studierte Bauer Medizin in Buenos Aires, arbeitete als Kinderarzt, dann als Gynäkologe und Geburtshelfer. Zwei Bücher über schmerzarme Geburt. Aus politischen Gründen zweimal von Geburtskliniken entlassen.

Neben einer regen Tätigkeit als Journalist, Reise-schriftsteller, Übersetzer und Essayist hatte sich Bauer schon sehr früh literarisch betätigt – „Buenos Aires 1944“ steht auf dem Titelblatt seines Stücks *Die Antwort*, das am 15. Oktober desselben Jahres „anlässlich des dreijährigen Bestandes des Österreichischen Comités, Buenos Aires, auf einer in Villa Ballester gelegenen Sportanlage“ aufgeführt wurde. Ein weiteres „Kleinkunststück“, *Des Teufels Wettermacher*, wurde 1958 in der DDR gedruckt. Ende der sechziger Jahre begann nach seinen Aussagen die Arbeit am Romanzyklus *Los compañeros antepasados*, eine Art Familienchronik, inspiriert vom „Notizmaterial, das ich von meinem Urgroßvater in abenteuerlicher Weise erhielt. Das wurde von Verwand-

ten drüben versteckt. Als sie vom KZ zurückkamen, fanden sie es und gaben es mir. Das war Material aus dem Jahr 1848, Briefe meiner Urgroßeltern, und das war sehr geeignet, darüber zu schreiben, und dann blieb ich schon dabei und hab diese fünf Bände Familiengeschichte geschrieben und dann auch andere Sachen.“

Auf Deutsch liegt neben den schon erwähnten Stücken noch vor: *Argentinien*. Verlag der Nation, Berlin 1968. *Reisen am Río de la Plata*. Brockhaus, Leipzig 1974. *Verlorene Hoffnung. Roman einer Wiener Bürgerfamilie 1948*. Verlag der Nation, Berlin 1985. *Trügerischer Glanz. Roman einer Wiener Bürgerfamilie 1849–1892*. Verlag der Nation, Berlin 1986. Ein Roman über Stefan Zweig, *El Hombre de Ayer y el Mundo*, ist noch unveröffentlicht. Ob daran in Österreich Interesse besteht? Ich bin skeptisch.

Nachzutragen bleibt, herzlos-summarisch, das sogenannte „Private“: 1952 heiratete Alfredo Bauer Kitty Egerer. Drei Kinder, zwei Enkelkinder. 1984 ist Bauers Frau verstorben. Er ist immer noch als Arzt tätig. Und: Er schreibt weiter.

Erich Hackl

Alfredo Bauer ANTIFASCHISTISCHE ARBEIT DER DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN EMIGRATION IN ARGENTINIEN

Diesen bisher unveröffentlichten Bericht über das antifaschistische Exil in Argentinien hat Alfredo Bauer im Februar 1987 Erich Hackl übergeben.

Die Emigranten aus Hitler-Deutschland, die Ende der dreißiger Jahre nach Argentinien kamen, fanden im Lande und in seiner deutschsprachigen Kolonie eine sehr eigenartige Lage vor. Und sie selbst waren in ihrem Sein und ihrem Bewußtsein ebenfalls eigenartig, was nicht übersehen werden darf, wenn man ihr Schicksal in jener Zeit und ihre spätere Entwicklung zu beschreiben sich unterfängt. Diese Emigrantenwelle war anders als alle früheren, die in die Neue Welt kamen. Der weitaus überwiegende Teil bestand aus „rassistisch Verfolgten“. Es war also weder die materielle Not, die sie zur Emigration zwang, noch waren sie, wie die Juden des Ostens, seit Generationen Außen-seiter der Gesellschaft gewesen. Und auch „politisch verfolgt“ konnte man sie nicht nennen: denn nur ganz wenige von ihnen standen meinungsmäßig zu dem Regime, das sie vertrieb, in bewußtem Gegensatz. Vielmehr waren sie in ihrer kulturellen Eigenart und bewußten Ausrichtung fest in der bürgerlichen Gesellschaft Mitteleuropas verwurzelt und begriffen, sehr zum Unterschied mit den „politischen Emigranten“, durchaus nicht die wirklichen Ursachen der Verfolgung, deren Opfer sie waren. Für sie waren also Verfolgung und Emigration gewissermaßen die erste politische Erfahrung, und das mag die Erklärung dafür sein, daß nur ein kleiner Teil von ihnen spontan daraus die logischen Konsequenzen zog. Es mag auch den Umstand erklären, daß den meisten der Anschluß an den neuen Kulturkreis, wenn sie ihn überhaupt vollzogen, sehr schwer fiel, und daß schließlich noch am ehesten mit den politisch und ideologisch rückständigsten Schichten des argentinischen Bürgertums Kontakte hergestellt wurden. Die Beschreibung dieser Entwicklung ist für einen, der aus dem gleichen Kreise stammt und einen andern Weg einschlug, interessant und schmerzlich zugleich. Befriedigung aber

wird er empfinden, wenn er sich daran erinnert, daß es in jener Zeit doch gelang, größere Massen der Emigration gegen Hitler zu mobilisieren und daß, wenn auch später ein schwerer Rückschlag erfolgte, die Saat von damals doch aufging und dies heute in völlig neuer Lage durchaus zu spüren ist.

Es kam nach Argentinien freilich auch eine „politische Emigration“ aus Hitler-Deutschland, und von ihr wird noch ausführlich die Rede sein. Sie stellte zahlenmäßig nur einen verschwindenden Bruchteil dar, aber auch die geistige Elite, die berufen war, der Masse den Weg zu zeigen und ihr Vorhut zu sein, was ihr teilweise und für eine gewisse Zeitspanne auch gelang.

Bevor wir aber davon sprechen, müssen wir kurz erläutern, in welchem Zustand die Einwanderer die bereits in Argentinien ansässige deutschsprachige Kolonie antrafen.

Als in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die massive Einwanderung nach Argentinien einsetzte, stellten die Deutschen bald einen hohen Anteil. Zum Unterschied von den Italienern und Spaniern kamen die deutschen Einwanderer vornehmlich aus den Städten und gingen in die Städte. Es waren zumeist geschickte Handwerker und qualifizierte Arbeiter, deren Fachkönnen für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes ohne Zweifel höchst vorteilhaft war. Von den letzteren brachten viele, die infolge des Bismarck'schen Sozialisten-Gesetzes Deutschland verlassen hatten, einen hohen Grad von Klassenbewußtsein in die neue Heimat mit. Sie gründeten in Buenos Aires den Verein Vorwärts, der beim Ursprung der argentinischen Gewerkschaftsbewegung eine bedeutende Rolle spielte und in dessen Haus schließlich auch die Sozialistische Partei Argentiniens gegründet wurde.

Weniger zahlreich, aber geistig und kulturell nicht weniger bedeutsam waren die deutschen Wissenschaftler und Spezialisten, die von der argentinischen Regierung mit Arbeitsverträgen ins Land gerufen wurden. Unter ihnen befanden sich der Naturforscher Hermann Burmeister, der Mineningenieur Friedrich Schickendantz, der Pathologe Christfried Jakob und etliche andere, die der Entwicklung des Landes höchst wertvolle Dienste geleistet haben. Auch sie waren meist fortschrittlich eingestellt. Einer von ihnen, der Landvermesser und Geologe Hermann Avé Lallemant, war Marxist und spielte beim Aufbau der sozialistischen Partei und ihrer ideologischen Festigung eine bedeutende Rolle.

Völlig falsch und unhaltbar ist der Vorwurf, der in letzter Zeit mit großer Lautstärke von den sogenannten „nationalen Marxisten“ gegen jene proletarischen Einwanderer erhoben wird: Sie wären Träger „fremden Gedankenguts“ gewesen und hätten die argentinische Wirklichkeit weder verstanden noch verstehen wollen. Das „authentisch“ argentinische Proletariat, behaupten jene Wortführer des „nationalen Sozialismus“ und verwechseln dabei den biologischen mit dem historisch-klassenmäßigen Ursprung, käme von der Landbevölkerung her und seine „Klassenideologie“ sei der Peronismus.

In Wirklichkeit betrachteten sich jene sozialistischen Einwanderer als echte Internationalisten von Anfang an dem Lande zugehörig, und die argentinischen Volksmassen betrachteten sie als ihre Klassen- und Kampfgenossen. Auch für die deutschen Intellektuellen war das Land, in dessen Dienst sie ihre Kenntnisse und ihre Arbeitskraft stellten, die echte Heimat; und Hermann Avé Lallemant hat die wirtschaftliche und historisch-soziale Wirklichkeit Argentiniens mit einem Verständnis und einer Sachkenntnis analysiert, wie sie uns unsere „nationalen Marxisten“ bis zum heutigen Tage noch schuldig geblieben sind.

Dennoch waren die Deutschen am Rio de la Plata keineswegs immun gegen das Gift des Nationalismus. Schon im ersten Weltkrieg machten sie kein Hehl aus ihrer Sympathie für „ihr“ Land, das einen Raubkrieg führte. Und

gerade nur der „Vorwärts“ hielt sich auf seiner eindeutig internationalistischen Plattform. Später war es noch schlimmer. Die überwältigende Mehrheit der in Argentinien ansässigen Deutschen erlag Hitlers Propaganda und ließ sich als „fünfte Kolonne“ mißbrauchen.

Es würde zu weit führen, die Wurzeln dieser Erscheinung eingehend zu untersuchen. Der wichtigste Faktor war wohl der Umstand, daß die Deutschen im Lande gewissermaßen eine Elite waren und sich auch dafür hielten. Sie gehörten als Arbeiter und Handwerker, als Techniker und Spezialisten zu den Fähigsten und Verlässlichsten und genossen im Volke den entsprechenden Respekt. Das trug in sich die Versuchung, in nationale Überheblichkeit zu verfallen und auf das argentinische Volk mit Verachtung herabzusehen. Auch gelang es der Mehrzahl der deutschen Einwanderer bzw. deren Kindern und Enkeln, in höhere soziale Schichten aufzusteigen. Unter solchen Umständen schlägt die gefühlsmäßige Verbundenheit mit der alten Heimat und ihrer Kultur leicht in Chauvinismus, in Verachtung des „Fremden“, „Andersgearteten“ um. Die hämmernde Goebbels-Propaganda und die anfänglichen „Erfolge“ der Nazis taten ein Übriges.

Als die Flüchtlinge aus Hitler-Deutschland nach Argentinien kamen, befand sich jedenfalls die überwältigende Mehrheit der im Lande ansässigen Deutschen unter dem Einfluß der Nazis und der Deutschen Botschaft, die systematisch in ein Zentrum faschistischer Propaganda und staatsfeindlicher Tätigkeit verwandelt worden war. Die sehr zahlreichen Organisationen der deutschen Kolonie: Vereine, Sportklubs, Chöre, Schulen und Religionsgemeinschaften hatten fast ausnahmslos kapituliert und sich gleichschalten lassen.

Vielleicht die einzige Ausnahme war wiederum der „Vorwärts“. Es fehlte freilich nicht an Versuchen, ihn gleichfalls ins Nazi-Lager hinüberzuziehen. Druck der verschiedensten Art wurde auf die Mitglieder ausgeübt, und es gehörte Mut dazu, unter solchen Umständen standhaft zu bleiben. Aber der Vorwärts stand nicht nur fest zu seiner demokratischen und sozialistischen Tradition, hier fanden auch die Neuankömmlinge eine herzliche und kameradschaftliche Aufnahme, was für diejenigen, die keine festgefügte politische Überzeugung mitbrachten, eine sehr notwendige Stärkung ihres Glaubens an Menschlichkeit und Menschenwürde bedeutete.

Es gab aber doch noch eine andere Ausnahme. In Buenos Aires erschienen seit etlichen Jahrzehnten zwei deutsche Tageszeitungen: Die „Deutsche La Plata-Zeitung“ und das „Argentinische Tageblatt“. Während die erstere sofort ins Nazi-Lager einschwenkte, bezog das „Tageblatt“ ebenso prompt und bedingungslos die entgegengesetzte Position. Die Familie Alemann, der das Blatt gehörte und bis heute gehört, bewies dabei großen Mut und große Entschlossenheit. Die Deutsche Botschaft bekämpfte sie und ihre Zeitung bis aufs Messer und gebrauchte dabei Mittel, die von Ehrenbeleidigungsklagen und Wirtschaftsboykott bis zu Morddrohungen und tatsächlichen Anschlägen gingen. Doch war und blieb alles vergebens, und das „Tageblatt“ ist bis zum Kriegsende seiner antinazistischen Einstellung treu geblieben. Die Welle deutscher Flüchtlinge stellte nun den Leserkreis des Blattes und ersetzte den Schwund, den der von der Botschaft dekretierte Boykott verursacht hatte. Andererseits bedeutete die Existenz einer Antinazi-Zeitung, ebenso wie die des „Vorwärts“, für die verschreckten und an ihrem eigenen Wert irregewordenen Flüchtlinge einen Rückhalt von höchster Bedeutung.

Dabei waren die Alemanns nie echte Antifaschisten. Ihre heutige bedingungslose Ausrichtung auf die BRD und die internationalen Monopole beweist das zur Genüge. Doch schmälert dies ihr damaliges Verdienst durchaus nicht. Auch zwang sie zu jener Zeit ihre Isolierung, mit ech-

ten Antifaschisten Verbindungen und Bündnisse einzugehen. Das führte dazu, daß manches, was sie taten oder bewirkten, nicht allein – wiewohl beabsichtigt – vom Nazi-Einfluß frei, sondern konsequent demokratisch und teilweise sogar sozialistisch ausgerichtet war.

Dies trifft vor allem auf die von Dr. Ernesto Alemann gegründete Pestalozzi-Schule zu. Es gab und gibt in Argentinien eine große Anzahl „deutscher Schulen“, d.h. Privatschulen unter öffentlicher Kontrolle, die im allgemeinen von einem „Schulverein“ verwaltet werden, den öffentlichen Lehrplan erfüllen und darüber hinaus Unterricht in deutscher Sprache erteilen. Praktisch waren alle damals „gleichgeschaltet“, und sind es übrigens heute auch, d.h. sie folgen bedingungslos der von der nazideutschen bzw. bundesdeutschen Botschaft vorgezeichneten Linie und werden auch von der Botschaft subventioniert. Damals bedeutete das, daß in den Schulen Hitler-Bilder hingen, das Horst Wessel-Lied gesungen, militärische Übungen abgehalten und die Kinder auf den „Führer“ vereidigt wurden. Der „Parlamentarismusschuß zur Untersuchung antiargentinischer Umtriebe“ hat in diesem Sinne erschreckendes Material zutage gefördert, aber die profaschistische Regierung des Präsidenten Castillo wußte zu verhindern, daß etwas geschah, um den landesverräterischen Unfug zu steuern.

Umso wichtiger war es, daß es eine Schule gab, wo Einwanderer-Kinder und Kinder deutschsprachiger Eltern in demokratischem Geist erzogen und echter deutscher Humanismus gelehrt wurde. Was es darüber hinaus für Kinder, die direkt aus Nazideutschland kamen und dort so lange und vielfältig gedemütigt worden waren, daß sie schließlich selbst glaubten, Wesen niedrigerer Art zu sein, bedeutete, nunmehr wieder als Menschen behandelt zu werden, das kann nur derjenige ermessen, der selbst diese doppelte Erfahrung gemacht hat.

Leiter der Pestalozzi-Schule war damals Dr. Alfred Dang, ein hochgebildeter Mann und erfahrener Pädagoge. Er war sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter gewesen und hatte der Partei bis zuletzt die Treue gehalten. Ob er wie so viele innerlich gegen den Rechtskurs aufbegehrte, vermag ich nicht zu sagen. Was er in der Emigration uns Kinder lehrte, lag jedenfalls nicht mehr auf der rechtsausgerichteten, spießrischen und sowjetfeindlichen Linie der SPD. Wir Kinder liebten ihn und gehorchten ihm sogar, obgleich ich mich nicht erinnere, daß er jemals einen von uns hart angefahren oder bestraft hätte. Bemerkenswert erscheint mir auch, daß er es war, der uns Halbwüchsigen sexuelle Aufklärung vermittelte, was damals noch sehr außergewöhnlich war.

Es war aber unter den Lehrern der Pestalozzi-Schule Dr. August Siemsen, der nicht nur mir und vielen andern seiner Schüler den stärksten Eindruck machte, sondern auch entscheidenden Einfluß auf unser weiteres Leben ausübte. Auch er war sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter gewesen, aber er hatte formell mit der Parteiführung gebrochen, als sie neuerlich zur Flottenausrüstung ihre Zustimmung gab. Die Sozialistische Arbeiterpartei, die er damals mit anderen Abgeordneten gründen half, war in ihrer Ausrichtung freilich noch höchst inkonsequent und infolgedessen ein totgeborenes Kind. Aber daß Siemsen seiner ideologischen Einstellung nach schon damals ein echter Marxist war, das kann ich heute, wo ich es selbst bin, mit Nachdruck behaupten. Er ist es gewesen, der meiner ideologischen Entwicklung ihre Grundlage gab. Und etlichen andern seiner Schüler ist es ebenso gegangen. Wie viel Dank wir ihm dafür schulden, ist kaum zu ermessen.

Rein pädagogisch mag er sich vielleicht nicht ganz richtig verhalten haben. Seine Klasse bestand aus Kindern verschiedenen Alters und mit sehr verschiedenem Bildungsniveau. Formell wäre es seine Aufgabe gewesen, ein Lehr-

programm zu entwickeln, das alle ansprach, sich etwa dem Durchschnitt anpaßte und nach Möglichkeit auch die am wenigsten fortgeschrittenen Kinder berücksichtigte. Siemsen tat das Gegenteil. Sein Unterricht war eigentlich nur für diejenigen verständlich, die älter waren und gerade aus Europa kamen, also die deutsche Sprache gut beherrschten und selbst von Dichtung und Philosophie eine gewisse Ahnung hatten. Die übrigen bezahlten die Zeche und lernten fast gar nichts.

Dr. Siemsen selbst grenzte sich von ihnen ab, indem er erklärte, wer kein Interesse an seinem Vortrag habe, der müsse nicht aufmerken und könne sich inzwischen beschäftigen, wie er wolle; nur stören möge man ihn nicht. Infolgedessen bereiteten sich die meisten auf die nächste Unterrichtsstunde vor oder lasen irgendwelche stumpfsinnige Zeitschriften, vergeudeten also jämmerlich ihre Zeit, die bei anderem Unterricht auch ihnen hätte nützlich sein können. Dr. Siemsen war sich darüber klar und hatte wohl auch seine Vorgesetzten davon informiert, daß er zum Grundschullehrer nicht taugte und jedenfalls nur die Arbeit leisten konnte, die er beherrschte und verstand.

Vielleicht war es ein Fehler, die Klasse nicht zu teilen und Siemsen nur die fortgeschrittenen Schüler anzuvertrauen. Diese jedenfalls zogen aus seinem Unterricht den größten Nutzen. Er erklärte gleich eingangs, es sei ihm einerlei, ob wir immer alle Kommas richtig setzten, und selbst über allfällige Rechtschreibfehler sei er bereit hinwegzusehen. Doch wolle er das Jahr oder die zwei Jahre, die ihm zur Verfügung stünden, dazu nutzen, uns die klassische deutsche Dichtung und Philosophie zur Kenntnis zu bringen und verständlich zu machen.

Ein anspruchsvolles Unterfangen, wie jedermann zugeben wird. Aber er hielt sein Wort. Als ein Jahr herum war, kannten wir den Faust und die Balladen von Goethe, die Theaterstücke von Lessing und Schiller und viele schöne Gedichte von Heine. Von Kant und Hegel, Schelling und Fichte, Feuerbach und Marx, Nietzsche und Schopenhauer wußten wir wenigstens, was sie im wesentlichen gesagt hatten. Was aber noch mehr bedeutet, ist dies: Siemsen wußte seinen Unterricht so zu gestalten, daß wir selbst „auf den Geschmack“ kamen und in unserer Freizeit die Klassiker mit Begeisterung und wohl auch mit einigem, stets zunehmendem Verständnis lasen.

Siemsen stellte auch einen Band deutscher Dichtung zusammen, der hier gedruckt wurde und für viele Emigranten-Kinder von höchstem Wert war. Die Herausgabe dieses Buches war von ebenso großer Bedeutung wie die von Lehrer Martin Fenske zusammengestellte Fibel, in der die Kinder an Themen des argentinischen Milieus deutsch lesen lernten; angesichts der Unverwendbarkeit der in Nazi-Deutschland hergestellten Lehrbücher ein hochwichtiger Beitrag.

Es war aber in der Geschichte, wo Siemens Unterricht den entscheidenden Eindruck hinterließ. Ich glaube nicht, daß er jemals ausdrücklich von „historischem Materialismus“ gesprochen hat, doch machte er uns Halbwüchsigen klar, daß die Geschichte nicht aus einem Wust von Zufälligkeiten besteht und auch nicht von einer Handvoll Helden gemacht wird, sondern vielmehr das Werk der großen Volksmassen ist und genau wie die Entwicklung der Natur einer inneren Gesetzmäßigkeit folgt. Er erläuterte uns auch die Bedeutung der Wirtschaft für die historische Entwicklung. Mehr war nicht nötig und unter den gegebenen Umständen wohl auch nicht möglich. Mir und etlichen andern gab Siemens Unterricht die Ausgangsbasis für selbständiges Weiterdenken und tieferes Eindringen in die dialektisch-materialistische Weltanschauung, wenn dazu freilich später auch noch ein äußerer Anstoß nötig war. Immerhin hatte einer, der mir dann offen von Kommunismus sprach, nun sehr leichtes Spiel.

Aber auch die andern deutschen Lehrer: Grönewald,

Fenske, Carl, Damus, Sulzberger sowie die beiden Spanischlehrer Antúnez und Soldati waren Sozialisten oder doch echte Demokraten. Sie alle wirkten bewußt und aktiv in humanistisch-demokratischem Sinne auf uns ein, allerdings mehr durch das Klima, das sie in der Schule herstellten, als durch die ideologische Ausrichtung des Unterrichts. Es versteht sich von selbst, daß eine solche Schule, obgleich sie als private Anstalt natürlich selbst für ihren Unterhalt aufkommen mußte und gewiß mit großen finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, doch der materiellen Lage der Neuankömmlinge mit viel gutem Willen Rechnung trug und ihr Defizit lieber durch Spenden der zahlungskräftigeren Alteingesessenen zu decken versuchte.

Die zweite Hochburg des Antifaschismus in der deutschen Kolonie war der Verein Vorwärts. Er übte von Anfang an aktive Solidarität mit den Neuankömmlingen und nutzte dabei auch die Möglichkeit, sie zur Mitarbeit heranzuziehen und politisch auf sie einzuwirken.

Den antifaschistischen Verein brauchten alle, so wie alle diejenigen, die Kinder hatten, die Pestalozzi-Schule brauchten. Das Kulturleben von Buenos Aires hatte bereits damals ein recht hohes Niveau und war auch den minder Zahlungskräftigen durchaus zugänglich. Aber außer bei den musikalischen Darbietungen war in den ersten Jahren die Sprache ein unüberwindliches Hindernis. Also war man auf das Kulturprogramm der deutschen Vereine angewiesen, und außer einigen jüdischen Neugründungen, deren Darbietungen so „tendenzlos“ waren, daß sie selbst die Bedürfnisse vieler politisch wenig interessierter Menschen nicht befriedigten, gab es für Nicht-Nazis nur den Vorwärts.

Auch hatte der Vorwärts in der Vorstadt Quilmes den Landsitz „La Perlita“: etliche Gebäude, wo man für billiges Geld übernachten und natürlich einen Imbiß einnehmen konnte, ferner ein großer Sportplatz und ein schöner, schattiger Eukalyptus-Wald. Das war für viele der deutschen Einwanderer die einzige Möglichkeit, sich am Wochenende zu erholen. Die argentinische Bevölkerung verfügte damals eigentlich noch über nichts Ähnliches, anders als heute, wo Sportklubs, Gewerkschaften und andere Vereinigungen ihren „Sitz im Grünen“ haben. Doch hat sich das erst später eingebürgert und ist auch teilweise als soziale Forderung durchgesetzt worden. Damals aber hätte es den Neueinwanderern wohl auch kaum sehr viel genützt. Sie waren nicht nur der Sprache, sondern auch ihrer Sitten nach noch sehr verschieden von der argentinischen Bevölkerung und hätten in dem ungewohnten Milieu wohl kaum die richtige Erholung gefunden.

Die Art, auf den Kontakt mit politisch Geschulteren zu reagieren, war bei den Einwanderern sehr unterschiedlich. Es muß aber hier darauf hingewiesen werden, daß auch die Ideologie der Neuankömmlinge trotz des allgemeinen Mangels an politischer Erfahrung und Tätigkeit, doch große Unterschiede aufwies. Solche Unterschiede bestanden zumal zwischen den jüdischen Emigranten aus Deutschland und denen aus Österreich. Das war kein Zufall. Der überwältigende Teil aller Emigranten aus beiden Ländern entstammte dem Mittelstand. In Österreich aber waren fast alle in irgendeiner Weise von der Sozialdemokratie beeinflußt gewesen oder hatten wenigstens, als es noch Wahlen gab, der SPÖ ihre Stimme gegeben. Denn es gab in Österreich sonst nur die Christlich-Soziale, die Deutschnationalen und die Nazi-Partei, die als Alternative natürlich nicht in Frage kamen. An sich wollte das Wählen alle vier Jahre freilich nicht viel besagen, und die Sozialdemokratische Partei war nicht so beschaffen, daß sie große Anstrengungen machte, um ihre Sympathisanten in irgendeiner Weise zur Mitarbeit heranzuziehen. Aber etwas bedeutete es natürlich doch. Auch konzentrierten sich die österreichischen Juden fast ausschließlich in Wien, der Großstadt, der „roten Gemeinde“. Sie hatten den Februar

1934, als die Demokratie mit der Waffe in der Hand verteidigt wurde, sehr konkret miterlebt, und die Austro-Faschisten, die Dollfuß, Fey, Starhemberg und Konsorten, genossen bei ihnen keine Sympathie.

Von den deutschen Juden stand ein beträchtlicher Teil den bürgerlichen Parteien nahe. Viele kamen aus Kleinstädten, oft aus sehr spießerischem Milieu. Zum Unterschied von den meisten österreichischen Juden hatte auch die Religion für sie noch ziemlich große Bedeutung.

Zu diesen Gegebenheiten kam aber noch ein wichtiger Umstand hinzu, der den Unterschied zu erhöhen sehr geeignet war. Die Deutschen hatten, als sie emigrierten, den Hitler-Faschismus in viel gelinderer Weise erlebt als die Österreicher, bei denen das, was sich in Deutschland in fünf Jahren entwickelte, über Nacht hereinbrach. Die meisten Deutschen konnten noch einen beträchtlichen Teil ihres Eigentums in die Emigration mitnehmen, viel mehr jedenfalls als die Österreicher. Zweifellos hat dies sehr dazu beigetragen, daß in der Emigration im allgemeinen die österreichischen Juden viel eher bereit waren, politische Aktivitäten zu entfalten und gegen den Nazifaschismus zu arbeiten als die deutschen. Es ist sehr charakteristisch, daß sich der Großteil der deutschen Juden zu Religionsgemeinschaften zusammenschloß, während die Österreicher diesen Gruppen fast ausnahmslos fernstanden. Es hatte auch in jener Zeit unter den österreichischen Emigranten der Zionismus so gut wie keine Anhänger.

Es gab sowohl unter den Deutschen, wie unter den österreichischen Einwanderern eine kleine Gruppe politisch bewußter Menschen. Und auch unter den Alteingesessenen befanden sich etliche, deren demokratischer Überzeugung die Nazi-Propaganda nichts anhaben können. Sie gingen begrifflicherweise nun sogleich daran, ihren Beitrag zum weltweiten Kampf gegen den Hitlerfaschismus zu leisten und die große Masse der Flüchtlinge dafür zusammenzufassen und zu organisieren. Die Vorbedingungen waren trotz der oben geschilderten ideologischen Schwächen der Masse der Einwanderer keineswegs schlecht. Die jüngsten Erfahrungen konnten bei vielen, besonders bei der Jugend, nicht ohne Wirkung geblieben sein.

Siemens gründete kurz nach seiner Ankunft die Zeitschrift „Das andere Deutschland“, hinter der auch eine Mitglieder-Organisation stand. Es gab innerhalb der „Linken“ immer große Divergenzen. Nach dem Nichtangriffspakt zwischen Deutschland und der Sowjetunion setzte wie überall eine verstärkte Antisowjet-Hetze ein, die bei den Einwanderern oft genug Erfolg hatte. Siemens hat dabei niemals mitgemacht, wenn er auch gegenüber der UdSSR gewisse Vorbehalte äußerte. Nach dem Überfall auf die Sowjetunion vertieften sich die politischen Divergenzen eher noch, da die Kommunisten eine breite Einheitsfront, die auch bürgerliche Demokraten miteinschließen sollte, befürworteten, während Siemens allerdings die Zusammenarbeit mit den Kommunisten, nicht aber mit den Bürgerlichen akzeptierte. Trotzdem bestanden die Kontakte weiter und man arbeitete auch auf manchen Gebieten zusammen. So konnte zum Beispiel im Jahre 1942 in Montevideo eine deutsch-antifaschistische Tagung stattfinden, zu der aus mehreren Ländern Südamerikas Vertreter erschienen waren. Zum Comité Freies Deutschland in Mexiko wurden freundschaftliche Beziehungen unterhalten.

Der Anschluß an die politischen Organisationen Argentiniens wurde ziemlich bald hergestellt. Die deutschen Kommunisten waren Mitglieder der argentinischen Bruderpartei bzw. des Jugendverbandes und bildeten unter direkter Kontrolle der Parteileitung eine Arbeits-Sektion. In einem Einwanderungsland stellte eine solche „idiomatische Gruppe“ kein Novum dar. Die halblegale und nach dem Putsch von 1943 illegale Existenz der Partei hat die

Arbeit nicht wesentlich behindert, wenn auch einige Genossen vorübergehend eingekerkert waren.

Siemens Gruppe unterhielt mit der sozialistischen Partei einen viel lockeren Kontakt, vermutlich deshalb, weil deren reformistischer Kurs ihnen keineswegs genehm war.

Das Hauptzentrum der deutschen Antifaschisten blieb jedenfalls der Vorwärts. Der Jugend gelang es, einige andere Klubs aufzubauen bzw. schon bestehende zu klar antifaschistischer Ausrichtung zu bewegen. Der größte Erfolg wurde im Jugendklub „Blau-Weiß“ erzielt, der mehrere Jahre lang bestand. Hier wurden nicht nur Sport und Kultur betrieben, sondern auch etliche hundert Jugendliche politisch geschult und zur Hilfe der Anti-Hitler-Koalition aktiv eingesetzt. Dem „Blau-Weiß“ schloß sich auch eine Pfadfinder-Gruppe an, die ich damals leitete und die auf diese Weise den Weg vom kontemplativen zum streitbaren Humanismus fand.

Eine Neugründung, die nicht unerwähnt bleiben darf, war die „Freie Deutsche Bühne“, die von Paul Walter Jacob geleitet wurde, und der bedeutende Schauspieler wie Liselott Reger, Jacques Arndt, Hanna Danksy, Max Wächter, Victor Parlagny, Hansi Schottenfels, Martha John und etliche andere angehörten. Sie alle waren echte Demokraten und die FDB war gleichfalls in diesem Sinne ausgerichtet. Noch sehr gut entsinne ich mich einiger ausgezeichneten Aufführungen von Stücken, die sehr geeignet waren, politisches und soziales Bewußtsein zu wecken. Solche Stücke waren z.B. „Wasser für Canitoga“ und „Der dunkle Punkt“, „Menschen in Weiß“ von Sidney Kingsley, „Der Fall Dreyfus“ von H. Rehfisch und Wilhelm Herzog, wobei Jacob brillant die Rolle des Zola spielte; Ibsens „Gespenster“ und „Ein Volksfeind“, Shaws „Heilige Johanna“, „Die Quadratur des Kreises“ von Valentin Katajew, Brechts „Dreigroschenoper“, „Traumulus“ von Arno Holz, „Das Lamm des Armen“ von Stefan Zweig etc. etc. In der Tat wurde da Kulturarbeit ersten Ranges geleistet, und zwar fortschrittlich ausgerichtete, streitbar-humanistische Kulturarbeit. Wir jungen Leute spielten dabei oft Statistenrollen.

Da die taktischen Divergenzen mit Siemens weiterbestanden, wurde schließlich, trotz der Existenz der Zeitschrift „Das andere Deutschland“, das „Volksblatt“ gegründet, das zunächst einmal und später zweimal monatlich erschien. Es wurde von Balder Olden und später von Werner Braun (A.W. Freund) geleitet und erreichte eine Auflage von 2000 Exemplaren. In den Spalten seiner Jugendseite habe auch ich mir meine journalistischen Sporen verdient.

Es gelang auch, eine erhebliche Anzahl Deutschsprechender zur aktiven Mitarbeit bei demokratischen Massenorganisationen: der „Junta de la Victoria“, der „Comisión Democrática Argentina“ und der „Junta Juvenil por la Libertad“ zu bewegen. Dabei wurde durch Geldsammlungen, Anfertigung von warmer Kleidung und Sanitätsmaterial Hilfe für die Staaten der Anti-Hitler-Koalition, besonders für die Sowjetunion geleistet. Es bildete sich auch eine deutsche Gruppe der „Liga Argentina por los Derechos del Hombre“, die die Solidarität mit den leider sehr zahlreichen politischen Gefangenen organisierte. Diese Gruppe gab die Zeitschrift „Wir helfen“ heraus, von der mehrere Nummern erschienen.

So fern wir den Fronten des antifaschistischen Krieges auch waren, einmal konnten wir doch, wenn auch in bescheidenem Ausmaß, etwas tun, um Mitglieder der nazideutschen Streitkräfte im antifaschistischen Sinne zu beeinflussen. Bekanntlich hatte im Rio de la Plata eine Kampfhandlung stattgefunden, nämlich ein Artillerie-Duell des deutschen Taschenkreuzers „Graf Spee“ mit britischen Marine-Einheiten. Das deutsche Kriegsschiff hatte im Hafen von Montevideo Zuflucht gesucht und war dann von der eigenen Besatzung versenkt worden. Der Kapitän Hans Langsdorff hatte Selbstmord verübt und die Matro-

sen wurden in Argentinien interniert. Freilich tat die profaschistische Regierung alles, um zu verhindern, daß die Gefangenschaft demokratisches Umdenken bewirkte. Im Gegenteil, die Behörden ermöglichten es, daß auch im Internierungslager die eingefleischten Nazis die Macht ausübten und diejenigen, die sich von Hitler distanzieren wollten, an Leib und Leben bedrohten.

Einmal erreichte uns ein Hilferuf eines antifaschistischen Matrosen. Es gelang uns, mit ihm Verbindung aufzunehmen, aber sehr nützlich ist unsere Hilfe nicht gewesen. Die Verbindung riß bald wieder ab und konnte auch später nicht mehr aufgenommen werden. Wenn wir heute nach so langer Zeit an die Sache zurückdenken, so kommen wir zu dem Schluß, daß wohl der Mangel an Erfahrung und geeigneten Verbindungen im neuen Milieu schuld daran war, daß die Solidarität der deutschen Antifaschisten in diesem Falle nicht besser funktionierte.

Mit recht gutem Erfolg arbeitete die während des Krieges aufgebaute „Frei-Österreich-Bewegung“. Wir haben schon ausgeführt, daß verschiedene Voraussetzungen dafür gegeben waren, daß die antifaschistische Arbeit unter den österreichischen Emigranten besser funktionierte als unter den deutschen. Gewissermaßen war ja der taktische Streit zwischen Siemens und den Kommunisten über die Breite der Anti-Hitler-Front rein theoretisch, da es in der Praxis bei den Deutschen nie gelang, bürgerlich-demokratische Elemente für die Einheitsfront zu gewinnen.

Bei den Österreichern war es ganz anders. Die Initiative zur Gründung einer politischen Organisation zum Kampf für die Wiederherstellung der Unabhängigkeit Österreichs ging zunächst von bürgerlichen und adligen Kreisen aus. Als Kommunisten und Sozialisten ihren Willen bekundeten, an der Organisation teilzunehmen, erhob sich von dieser Seite kein Widerstand, und es wurde ein gemeinsames Programm zur Wiederherstellung der Unabhängigkeit und demokratischen Erneuerung Österreichs aufgestellt. Präsident des „Comité Austria Libre“ war der ehemalige Baron Ferdinand Erb; Vizepräsident der ehemalige österreichische Vizekonsul Guido Forsthuber, der seinerzeit, als der Konsul Staudt den „Anschluß“ begeistert begrüßte, sich offen für die Unabhängigkeit Österreichs ausgesprochen hatte. Auch Sozialdemokraten nahmen am Comité teil. Nur eine Gruppe „orthodoxer“ Sozialisten unter der Führung von Ernst Lackenbacher hielt sich abseits.

Das Comité hatte in seiner besten Zeit 2000 Mitglieder und entwickelte eine rege Tätigkeit der Propaganda und der Hilfe an die Alliierten. Es ist interessant, daß während der ganzen Kriegszeit Erb und Forsthuber sehr herzliche Beziehungen zu den Kommunisten unterhielten. Nach Kriegsende und zumal in der Atmosphäre des Kalten Krieges ließen sich diese Beziehungen freilich nicht mehr aufrechterhalten.

Das „Comité Austria Libre“ in Argentinien, das im wesentlichen auf die Hauptstadt beschränkt blieb, schloß sich der „Österreichischen Weltbewegung“, die ihren Sitz in London hatte, an.

Eine besondere Rolle spielte die Jugendgruppe der Organisation, die über hundert Mitglieder umfaßte und eine noch regere Tätigkeit entfaltete. Geleitet wurde die Gruppe von Walter Weiß, dann von Gerti Auspitz und schließlich von mir. Die Aktivität bestand aus Theater, Musik, Kursen, Sport, Hilfe für die Alliierten, Solidarität mit den politischen Gefangenen im Lande, Herausgabe einer Zeitschrift, usw. Eine Theatergruppe spielte Stücke von Nestroy, Wildgans, Brecht, dem bekanntesten argentinischen Dichter Alvaro Yunque, einmal auch „Die Quadratur des Kreises“ von Katajew. Bei zwei Großveranstaltungen kamen meine für diesen Anlaß geschriebenen Stücke „Die Antwort“ und „Wie es kam“ zur Aufführung.

Auch hier sind viele Jugendliche ideologisch beeinflusst

worden, wenn auch nur ein Teil von ihnen endgültig gewonnen werden konnte. Ganz spurlos dürfte diese Schule aber bei keinem vorübergegangen sein, und unvergessen ist wohl allen, daß man hier, nachdem man von den Nazis zum Untermenschen gestempelt worden war, die Menschenwürde und den Glauben am eigenen Wert und die eigene Kraft wiederfand.

Inzwischen war in Argentinien selbst eine erbitterte Auseinandersetzung zwischen faschistischen und demokratischen Kräften im Gange. Die deutschen und österreichischen Antifaschisten sind in diesem Kampf keineswegs abseits gestanden, sondern haben vielmehr als echte Internationalisten aktiv daran teilgenommen. Als direkte Folge der Niederlage Hitler-Deutschlands erfolgte auch hier ein Durchbruch, und die Rückkehr des Landes zu demokratischen Formen ließ sich nicht aufhalten. Unvergeßlich für alle, die daran teilnahmen, ist gewiß die machtvolle Kundgebung der Bevölkerung von Buenos Aires am Tag der Befreiung von Paris. Auf die Nachricht hin strömten spontan Hunderttausende zur „Plaza Francia“ und demonstrierten für den Sieg der Anti-Hitler-Koalition und für die Wiederherstellung der politischen Freiheit im eigenen Land.

Ein ebensolcher Höhepunkt des antifaschistischen Kampfes war die Wiedererlangung der Legalität der Kommunistischen Partei. Es war ein wahres Volksfest, als Rodolfo Ghioldi am 1. September 1945 im Stadion „Luna Park“ die erste öffentliche programmatische Rede hielt. Viele deutschsprechende Antifaschisten nahmen an dieser kommunistischen Kundgebung teil, darunter übrigens auch Ferdinand Erb und Guido Forsthuber, der österreichische Sozialist Richard Pintar und andere demokratische Freunde.

Der dritte Höhepunkt der demokratischen Welle, die im Laufe des Jahres 1945 auch in Argentinien aufbrandete, war der „Marsch der Verfassung und der Freiheit“, eine Monster-Kundgebung im Oktober, die überzeugend bewies, daß in diesem Augenblick die demokratischen Kräfte die Initiative und die konkrete Perspektive des Sieges fest in der Hand hatten. Auch an dieser Kundgebung nahmen Hunderte deutsche Demokraten aller Richtungen geschlossenen teil. Die Jugend war besonders zahlreich vertreten.

Wenig später kam die politische Wende. Infolge verschiedener Fehler bürgerlich-demokratischer Kräfte wurde die Gelegenheit versäumt, die Reaktion entscheidend zu schlagen. Das gab dem Demagogen Peron die Möglichkeit, eine große Anzahl politisch unerfahrener Arbeiter auf seine Seite zu ziehen und in veränderter Form die Lage für die herrschenden Klassen wieder zu stabilisieren. Es war für die demokratischen Kräfte eine schwere Niederlage. Aber eine Niederlage, die den dialektischen Widerspruch, die Voraussetzung für eine neue Offensive in sich trug.

Im Weltmaßstab setzte nun der Kalte Krieg ein. Der Imperialismus versuchte, die katastrophale Niederlage, die er als Weltsystem durch die Zerschlagung des deutschen Faschismus erlitten hatte, rückgängig zu machen. Dabei setzte man besonders auf die deutschen Monopole, die in dem von den Westmächten besetzten Gebiet wieder flott gemacht wurden. Die historische Schuld der deutschen Monopole mußte dabei tunlichst vertuscht werden.

Die deutsche, zumal auch die deutsch-jüdische Emigration spürte sehr bald die Auswirkungen dieser Politik. Der wiedererstarkende deutsche Imperialismus war bereit, den Juden goldene Brücken zu bauen, um sie wieder auf seine Seite zu bekommen. Die Gaskammer war auch in konservativ-bürgerlichen Kreisen des Westens einigermaßen mißbilligt worden, und es machte sich nun gut, ein Argument zu haben, um zu beweisen, daß nur Hitler, Himmler, Streicher und Eichmann damit etwas zu tun gehabt hätten, und nicht etwa die ahnungslosen deutschen Monopole.

Natürlich war es nur gerecht, daß alle, die zur Auswanderung gezwungen worden waren, eine gewisse Entschädigung erhielten. Auch gegenüber den Hinterbliebenen der Ermordeten war, da man sie nicht wieder lebendig machen konnte, eine Geste der Sühne immerhin am Platz. Was aber den jüdischen Emigranten unter dem Namen „Wiedergutmachung“ geboten wurde, war mit dem eindeutigen Zweck politischer Bestechung absichtlich maßlos überhöht. Man zahlte dafür, daß nach der Schuld der deutschen Monopole und nach der Gefahr einer Wiederholung der geschehenen Greuel nicht gefragt wurde.

Die meisten nach Argentinien ausgewanderten deutschen Juden hatten, da sie schon in den ersten Jahren der Hitler-Herrschaft Deutschland verließen, verhältnismäßig wenig gelitten. Auch war die „Wiedergutmachung“ so geordnet, daß sich die zu zahlende Summe im wesentlichen nach dem materiellen Schaden richtete, den der Betreffende erlitten hatte. Es bekam also der Reiche mehr, der Arme weniger.

„Mag sein, daß auch ich eines Tages vergast werde“, sagte mit bitterer Ironie ein Teilnehmer einer Versammlung. „Doch ist es eine gewisse Beruhigung zu wissen, daß später meine Enkel dafür entschädigt werden.“ Die meisten Emigranten in Argentinien reagierten jedoch anders.

Dazu kam noch die „Entschädigung“ an den Staat Israel. Als „Wiedergutmachung“ des Massenmordes baute und stärkte man einen Brückenkopf gegen den Freiheitskampf der arabischen Völker. Und das sollte noch als „moralisch“ anerkannt werden.

Die Zionisten, die während des Krieges das ganze deutsche Volk in Bausch und Bogen verdammt und gleichzeitig es abgelehnt hatten, sich am weltweiten Kampf gegen den Hitler-Faschismus zu beteiligen, waren nun mit den deutschen Monopolen, die eine notdürftige Gesichtswäsche vorgenommen hatten, bald ein Herz und eine Seele.

Wir haben schon gesagt, daß das politische Niveau der Mehrzahl der deutschen Juden in Argentinien nicht sehr hoch war. Der wiedererstarkende deutsche Imperialismus hatte es mit ihnen nach dem Krieg nicht besonders schwer. Die ideologische Beeinflussung übernahm das „Argentinische Tageblatt“, das mit fliegenden Fahnen auf den Kurs des Kalten Krieges eingeschwenkt war.

Auch die Pestalozzi-Schule machte keine großen Schwierigkeiten. Sie ließ sich ebenso gern wie die Nazi-Schulen von der neuen westdeutschen Botschaft subventionieren und ins Schlepptau nehmen. Die antifaschistischen Lehrer gingen zum Teil nach Deutschland zurück; andere waren schon alt und wurden pensioniert. Und die Pestalozzi-Schule, auf die die deutschen Antifaschisten mit Recht stolz gewesen waren, wurde sehr schnell, was sie heute ist: ein Institut des „gehobenen“ deutsch-jüdischen Mittelstandes mit indifferenter, alle Politik ablehnender, nicht einmal liberaler Tendenz, uninteressiert sogar an der sie umgebenden argentinischen Wirklichkeit. Erst die allmähliche Erneuerung der Generationen und die auch die Mittelschichten erfassende Wirtschaftskrise bringen hier sehr allmählich eine gewisse Änderung.

Bei den Österreichern war es für die Reaktion ein bißchen schwerer. Aber auch hier vollzog sich in den ersten Nachkriegsjahren ein Umschwung. Die meisten Hitler-Flüchtlinge waren eben trotz allem nur gegen Hitler, oder gar nur gegen seine antisemitischen Exzesse gewesen, und keine wirklichen Antifaschisten. Die Entwicklung in Österreich, wo die Kommunistische Partei zwar gestärkt aus Krieg und Verfolgung hervorging, das politische Kräfteverhältnis sich aber doch nicht entscheidend zugunsten der revolutionären Linken verändert hatte, begünstigte auch unter den Emigranten das Abrücken vom antifaschistischen Kurs.

Gewiß haben innerhalb der Vereinigung „Austria Libre“

die Kommunisten und ihre Freunde auch Fehler gemacht. Vielleicht hätte durch ein elastischeres Vorgehen der völlige Umschwung nach rechts vermieden werden können. Man darf nicht übersehen, daß auch unter den bewußtesten Elementen die meisten nicht über sehr große Erfahrung verfügten und ihre taktischen Kenntnisse ausschließlich in der Zeit der breiten Einheitsfront gesammelt hatten, als es „leicht ging“ und die Massen ohnedies günstig gestimmt waren. Sie waren nun auf die Wende, auf die neue politische Situation kaum vorbereitet.

Von der ehemaligen Massenorganisation „Austria Libre“ blieb jedenfalls nur ein kleiner Rest, der der Linken vielleicht nicht direkt feindlich gesinnt war, aber immerhin jede „Politik“ ablehnte, und eindeutig im konservativ-bürgerlichen Fahrwasser segelte. Die Zeitschrift „Nueva Austria“, die ebenfalls A.W. Freund geleitet hatte, mußte ihr Erscheinen einstellen.

Der „Vorwärts“ hingegen blieb auch jetzt, was er gewesen war. Sein langjähriger Präsident Erich Bunke ging mit seiner Familie in die DDR zurück und half mit allen Kräften beim sozialistischen Aufbau. Seine Tochter, Tamara Bunke, war die unvergeßliche „Guerrillera Tania“, die zusammen mit Ernesto Guevara für die Freiheit Lateinamerikas ihr Leben ließ.

An Bunkes Stelle trat Max Rychner. Trotz des sofort einsetzenden Druckes der bundesdeutschen Botschaft konnte die demokratische, antiimperialistische Linie des Vereins Vorwärts beibehalten werden, bis einige Jahre später die Botschaft und die politische Polizei gemeinsam mit Gewalt gegen den Verein vorgingen: ein kommissarischer Verwalter wurde eingesetzt und der größte Teil der aktiven Mitglieder mit Rychner an der Spitze ausgeschlossen. Eine Handvoll Rechtssozialisten schämte sich nicht, bei diesem üblen Manöver mitzumachen.

Die demokratischen Kräfte Argentiniens, die nicht vergessen haben, was sie dem deutschen Arbeiterverein Vorwärts verdanken, übten damals aktive Solidarität. Doch war das politische Klima des Landes so, daß dies vergebens sein mußte.

Heute ist der „Vorwärts“ nicht nur nicht mehr sozialistisch, sondern auch nicht mehr „deutsch“. Ein paar reiche Familien verschiedenen Ursprungs machen sich dort breit. Nicht nur die Politik, sondern auch die Kultur ist verbannt, und das Hazardspiel ist die einzige „soziale“ Aktivität, die noch betrieben wird. Der schöne Landsitz, dessen Kaufpreis einst Groschen für Groschen von Generationen deutscher Arbeiter mühevoll zusammengespart wurde, dient heute den feinen Herren und Damen für ihre „Erholung“.

Rückwanderer gab es nach der Befreiung Europas nur wenige. Nur die eindeutig „politischen“ Emigranten, und auch nicht alle, taten diesen Schritt. Die argentinische Nation mit ihrer Gastlichkeit und ihrer Dynamik übte eben auch auf diese Einwanderer, wie auf die früheren, starke Anziehungskraft aus und verleibt sie sich fast restlos ein. Heute sind sie und ihre Kinder fest im Lande verwurzelt, wenn auch das Bewußtsein, die Kenntnis und ideologische Verarbeitung dieser objektiven Tatsache, bei vielen dem objektiven Sein erheblich nachhinkt.

August Siemsen ging in die DDR zurück und vollzog seinen Eintritt in die SED. Dieser Schritt war die logische Konsequenz seines ganzen Lebens, seiner geistigen und politischen Entwicklung. An vielen, die seine Schüler waren, hat sein Unterricht keine oder fast keine Spuren hinterlassen. Andere aber sind durch ihn Marxisten geworden und bis heute geblieben. Sie leisten ihren Beitrag für die nationale und soziale Befreiung ihrer Heimat Argentinien, für Frieden und Entspannung, für die Umwandlung der Welt in eine sozialistische Welt.

Verglichen mit der antifaschistischen Massenbewegung, die während des Krieges unter den deutschen und österreichischen Emigranten bestand, sieht bei ober-

flächlicher Analyse das, was heute existiert, sehr bescheiden aus. Doch haben wir auch heute das „Ateneo Argentino Alejandro von Humboldt“, wo Bürger deutscher Herkunft sich gemeinsam mit alteingesessenen Argentinern für Freundschaft und Kulturaustausch mit der DDR einsetzen. Und die zweisprachige Zeitschrift „Dort und Hier“, die von Hunderten Deutschsprechenden und ihren Familien gelesen wird.

Es wäre aber falsch, die Bedeutung der antifaschistischen Tätigkeit jener Einwanderer nur daran zu messen. Es geht nichts verloren, was gesagt und getan wurde für das große Ziel der sozialen Befreiung. Wie alles Gute und Wertvolle ist auch jener Beitrag dem Kampf der fortschrittlichen Kräfte des argentinischen Volkes nützlich gewesen und wird in diesem Sinne gewürdigt. Es fehlt nicht an Gelegenheit, dies immer wieder festzustellen. Begreiflicher Weise macht uns diese Erkenntnis ein wenig stolz. Vor allem aber zeigt sie uns konkret die Einheit der Menschheit, die Kraft des Internationalismus und die Perspektive weltweiter Emanzipation.

BUCHBESPRECHUNG

KARL-MARKUS GAUß:
WANN ENDET DIE NACHT. ÜBER ALBERT EHRENSTEIN. EIN ESSAY.
Zürich, Edition Moderne 1986. 141 S.

Mit atemberaubendem Tempo stürzt sich Karl-Markus Gauß durch Satz- und Wortkaskaden, den wahren Umriß des geliebten Dichters, wie er vor seinem inneren Auge steht, hinzuwerfen; die Niederungen des Faktischen, des aufhaltsamen Zitierens, Analysierens und Vergleichens meidet der Essayist Gauß; es ist, als würde der Zusammenhang der Dinge gleich verloren gehen, wo dieser im einzelnen nachgewiesen werden sollte. Gauß „gestaltet seine Vision, bevor es kalt wird, mit exakter Phantasie“. D.h. er phantasiert durchaus mit offenen Augen, eine Riesensonne von Informativem ist in sein Ehrenstein-Buch verarbeitet, und er sieht auch, in welcher Zeit, unter welchen Bedingungen er da über Ehrenstein handelt. Sie sind ausgedrückt in der Episode am Anfang: Ehrenstein in Wien 1949, sich umschauend nach Entfaltungsmöglichkeiten, zurückgeschlagen von Enge und Gleichgültigkeit, und dann sein Tod im heimatlicheren New York.

1886 Wien, 1950 New York. Jüdische Armut, die sich gewaschen hat. Mit 21 „Tubutsch – eine Erzählung“, ein kleines Meisterwerk, das neben den besten Satiren Kafkas bestehen kann (mit ihm war er kurzzeitig ebenso auf du und du wie mit Oskar Kokoschka, Karl Kraus, Berthold Viertel, Hugo Sonnenschein...) Ein ganzer Weltzustand wird abgestoßen, ist zum bloßen Gehäuse geworden. Jeder Anlauf zu einer Fabel zersetzt sich, sinkt zur Episode herab, zerstreut eingezeichnet in ein zufälliges Gedächtnis. In der extremen Vereinzelung des Karl Tubutsch ist der Unterschied zwischen Symbol und Detail vernichtet. Was Ehrensteins „Methode“ von der Kafkas jedoch unterscheidet, ist nicht nur der offensive Verzicht auf persönliche Gewissensqualen (wie in Kafkas Brief an den Vater). Ehrenstein kann nicht umhin, zumindest das soziale Gewand der Vereinzelung mitzuziehen. Er ist nie obenauf, nie darüber hin, immer auf der Seite seiner Not, nicht der ihrer Verwaltung.

„Die Sozialkritik Ehrensteins kommt ohne den nachgetragenen zusätzlichen Kommentar aus, ohne den Zeigefinger der Moral, der noch einmal dorthin weist, wo der Nutzen, wo die Lehre von dem allen liegen soll...“ So lehnt es Ehrenstein strikte ab, irgendeine Lehre, eine Sinngewand aus dem Ersten Weltkrieg zu ziehen, wie es selbst Josef

Luitpold, entschiedener Kriegsgegner und ein Schulkamerad Ehrensteins, besucht hat. Der ästhetisch-historische Ort, an dem Ehrensteins Schreiben bei sich ist, ist die trügerische Sekurität der Jahrzehnte vor und nach der Jahrhundertwende, die scheinbare Festigkeit der Verhältnisse, über die sein Wollen und Wünschen hinauschießt, als die bedingungslose Verachtung der überkommenen Gewalt-herrschaft. Wie nun das Habsburgerreich zerfallen war, ohne daß ein Schimmer der Erwartung, die an dieses Ende geknüpft war, auf die Gesichter der neuen Staatsführer fiel, geriet Ehrensteins Poesie in die Krise, wiewohl die Jahre nach 1918 die seiner größten literarischen Triumphe sind.

Ehrensteins zur Berührungsangst gesteigerter Haß auf die Sozialdemokratie; seine „Nachdichtungen revolutionärer chinesischer Lyrik aus drei Jahrtausenden“ (die Vorstellung eines radikaldemokratischen Volkes am anderen Erd-rand, das in „Barbaropa“ durch die Verkleinbürgerlichung der Arbeiter ausgerottet scheint); seine frühen, sehr realistischen und sehr ernstzunehmenden Versuche, Schrift-stellerkollegen zur Emigration aus Nazideutschland zu ver-helfen ... All das ist wichtig, sollte weiter verfolgt, studiert, erforscht werden. Was Gauß mit Nachdruck hervorhebt und mit Glück gestaltet, ist die Einheit von „Hellenentum“ und „rücksichtsloser Schärfe des Ausdrucks“: dieses Auf-treten des Dichters als des letzten Rächers einer beleidig-ten, verstümmelten, zerstückten Natur, nämlich der men-schlichen, einer Natur, die im Angriff auf ihre Bedrücker ge-genwärtiger ist als in ihren ausgemalten Bildern. Selbstver-ständlich klingt hier Heinrich Heines Hellenentum nach, das auch nur konkretes Dasein gewann in der Wendung gegen die „Nazarener“.

Ehrensteins Hellenentum, anticlassisch und doch nicht archaisch, verhinderte seine Aufnahme unter die Säulen-heiligen der modernen Bedrängnisliteratur; er ist kein Vor-läufer des in seiner Souveränität beschädigten und seine Erniedrigung mystifizierenden Ich; er hat zeitlebens um Souveränität gerungen (hier der Springpunkt seiner Nei-gung zu Alfred Adler). Und darin war er, wie Gauß sagt, ein „Vorträumer der Menge, dem noch keine nachgeträumt hat.“

Konstantin Kaiser

EXIL IN NEW YORK

Ausstellung Edith Kramer und Fritz Brainin

Am 23. Oktober 1987 wird im Dokumentations-archiv des Österreichischen Widerstands die Aus-stellung „Situation in New York“ eröffnet. Für die Mehrheit der aus Österreich 1938 Vertriebenen hat das Exil – nach einem Wort von Oskar Maria Graf – nach 1945 erst richtig begonnen. Obwohl sie in ihrem Exilland schließlich ein neues Tätig-keitsfeld gefunden und auch die Staatsbürger-schaft dieses Landes angenommen haben, blie-ben sie mit Österreich durch viele Fäden (der Her-kunft, der kulturellen Prägung, des wachen Inter-esses an seiner Entwicklung usf.) verbunden. Edith Kramer und Fritz Brainin zählten zu ihnen.

Öffnungszeiten: 14. Oktober – 23. Dezember 1987,
Montag – Donnerstag, 9.00 Uhr – 17.00 Uhr.

ARBEITSKREIS „KITSCH ODER LITERATUR?“

Dieser Arbeitskreis fand im Herbst 1986 statt und diskutierte anhand literaturwissenschaftlicher Texte die soziokulturellen Funktionen und Bedingungen li-terarischer Kitschproduktion und Kitschrezeption.

Matthias Menzel LITERARISCHER KITSCH – Zwei Paradigmen seiner literaturwissen- schaftlichen Diskussion

Belegt ist der Begriff des literarischen Kitsches etwa seit 1881 und bezeichnet zunächst eine be-stimmte Transport- und Handelsform einer ganz be-stimmten Art von Literatur, die sich mit der radikalen Veränderung des Leseverhaltens und des Buch-marktes im 18. Jahrhundert entwickelt. Mit der bil-dungspolitischen Arbeit der Aufklärung geht der Analphabetismus immer weiter zurück, verändert sich das Leseverhalten vom intensiven zum exten-siven Lesen. Mit der steigenden Nachfrage gewinnt das Buch neben seinem ästhetischen zunehmend einen materiellen Wert, wird das Buch zum Objekt von Kauf- und Verkaufsinteressen, die mit der Eta-blierung eines frühkapitalistischen Marktes neue Handelsformen und literarische Inhalte herausbilden. Der Buchmarkt entwickelt ein am Profit orientiertes Kolportagewesen, das den literarischen Inhalt nach den Bedürfnissen des zumeist bürgerlichen Lese-publikums nach Kompensation ihrer Lebensbedin-gungen in einer frühkapitalistisch-absolutistischen Gesellschaft ausrichtet. Diese Ökonomisierung lite-rarischer Inhalte trifft eine vehemente Kritik der Auf-klärung, die ihre bildungspolitischen Ziele verraten sieht. Kitsch als wertneutrale Bezeichnung einer frühkapitalistischen Handelsform von Literatur wird zu einer negativen Klassifizierung populärer und massenhaft verbreiteter Literatur, wird zum Verdikt einer Ausgrenzung: hier die elitäre zumeist an Wert-kategorien der Idealistischen Ästhetik gebildeter Eli-ten orientierte, dort die populäre, am Kompensa-tionsbedürfnis eines breiten bürgerlichen Publikums orientierte Literatur, die als Kitsch oder mit den sy-nonym verwendeten Begriffen Schund-, Vulgär- oder Unterhaltungsliteratur bezeichnet wird.¹ Im 20. Jahr-hundert wird der Kitschbegriff weiter differenziert. Der literarische Kitsch dient nicht mehr als Oberbe-griff populärer und massenhaft verbreiteter Literatur, sondern setzt sich durch als Bezeichnung der litera-rischen Darstellung von Sentimentalität, die in der Darstellung von Familie und Familienproblematik ihren bevorzugten thematischen Ort hat.

Diese begriffsgeschichtlichen Facetten des litera-rischen Kitsches gehen vor allem in zwei Paradig-men seiner literaturwissenschaftlichen Diskussion auf. Die kitschtheoretischen Ansätze von Giesz und Killy, die mit anthropologischen und formalen Krite-rien die Abwertung literarischer Kitschprodukte be-treiben, faßt Schulte-Sasse im phänomenologischen

Paradigma zusammen.² Ihrer a-historischen Argumentation antworten die kitschtheoretischen Ansätze von Ueding und Waldmann, die die Abwertung des literarischen Kitsches an seinen sozial-geschichtlichen Funktionen relativieren. Sie faßt Schulte-Sasse im historisch-materialistischen Paradigma zusammen.

Das phänomenologische Paradigma

Giesz analysiert Kitsch zunächst als eine anthropologische Grundkategorie des Menschen, auf der die Rezeption und Produktion literarischer Kitschprodukte basiert, die damit zu bloßen ästhetischen Objektivationen eines anthropologischen Erfahrungsmusters avancieren, das den Charakter einer Disposition, d.h. einer psychischen Veranlagung des Menschen hat. Diese anthropologische Kitschdisposition bedingt ein spezifisches Rezeptionsmuster, das Giesz als „Kitschgenuß“ vom „Einfachen Genuß“ und vom „Ästhetischen Genuß“ unterscheidet. Überläßt sich der Genießende beim „Einfachen Genuß“ seinem Genußobjekt, ohne seinen Genuß zu reflektieren, geht es dem Genießenden beim „Ästhetischen Genuß“ gerade um die Reflexion der genußgebenden Qualitäten seines Genußobjektes. Reflektiert beim „Ästhetischen Genuß“ das Bewußtsein lediglich die genußgebenden Qualitäten, dient beim „Kitschgenuß“ das Bewußtsein dazu, diese genußgebenden Qualitäten zu instrumentalisieren.

Beim „Kitschgenuß“ wird das Genußobjekt zum Mittel des emotionalen Selbstgenusses, d.h. der Kitschkonsument setzt das ästhetische Objekt ein, um an ihm seine emotionale Selbsterfahrung zu mobilisieren. Diesen emotionalen Selbstgenuß des „Kitschgenusses“ wertet Giesz gegenüber der Reflexions- und Transzendierungsarbeit des „Ästhetischen Genusses“ ab, und damit, als deren ästhetische Objektivationen, das literarische Kitschprodukt gegenüber dem literarischen Kunstprodukt. Diese Idealisierung von Kategorien einer Idealistischen Ästhetik zu a-historischen Normen geht in seinem anthropologischen Ansatz auf. Der literarische Kitsch wird nicht als ein historisch gewachsenes und damit soziologisch erklärbares Phänomen, sondern als eine menschliche Verhaltensdisposition, und damit a-historisch begriffen.

Killy versucht das Phänomen des literarischen Kitsches an dessen formal-stilistischen Strukturen festzumachen. Ausgehend von der emotionsstimulierenden Funktion des literarischen Kitsches – hier verweist er implizit auf Giesz – findet er dessen emotionsstimulierenden Techniken u.a. in der Wahl emotiver Wörter und deren assoziationsweckenden und reizkumulierenden Kombination. „Adolphine streckte ihre zarten Glieder auf das weiche Moos; das heilige Rauschen in den Wipfeln der uralten Bäume, das Plätschern des zum Vater Rhein hinabeilenden Baches, lullten die Schlummermüde ein. Der Champagner und die Freude hatten den Liliensammet ihrer Wange geröthet; das Köpfchen lag in der

rechten Schwanenhand; die linke ruhte auf dem schwellenden Moose.“³ Neben der Kumulation emotionsintensiver Adjektive (Adolphine streckt ihre „zarten“ Glieder unter „heiligem“ Rauschen auf das „weiche“ Moos), emotionsintensivierenden Zusammensetzungen von Adjektiven („freudetrunken“) und Substantiven („Schlummermüde“, „Liliensammet“), kommt es noch zu emotionsintensivierenden Superlativ- und Diminutivbildungen, zu emotionsstimulierenden Alliterationen und Assonanzen auf der phonologischen Ebene.

Oft werden diese emotionsstimulierenden Strukturen von einer Semantik unterstützt, der es nicht um die logische Widerspruchslosigkeit oder psychologische Wahrscheinlichkeit, sondern vielmehr um die Intensität reiz- und emotionsstimulierender Wortkombinationen geht. „Im Drange der ihn bestürmenden Gefühle bog er sich näher, und berührte mit dem Saume seiner Lippen, die wie frisch aufgebrochene Granatblüten zitternd bebten, leise die äußersten Spitzen der rosigen Finger.“⁴ Die zurückhaltende Art des Jünglings, er küßt leise, steht im Widerspruch zu seinem stürmischen Naturell, er ist bestürmenden Gefühlen ausgesetzt.

Diese emotionsstimulierenden Techniken der Assoziationsevokation und Reizkumulation identifiziert Killy als die stilistischen Merkmale des literarischen Kitsches. Er wertet sie ab, da ihre kumulativen und assoziativen Strukturen gegen die Architektonik, ihre emotionsstimulierenden Strukturen gegen die distanzierte und unemotionale Rezeption des klassischen Kunstwerks verstoßen. Auch bei Killy also eine implizite Idealisierung von Kategorien einer Idealistischen Ästhetik, die in seinem textimmanenten Ansatz aufgeht. Die als kitschig identifizierten Textstrukturen werden nicht in ihrer historischen Textfunktion, sondern als a-historische Norm gesehen: als normative Kategorien würden sie dann weite Bereiche der traditionellen und modernen Literatur, die kumulative und assoziative Verfahren zur Emotionsstimulierung aufweisen, wie z.B. Gedichte von Brentano, Klopstock oder Texte der Konkreten Poesie, als literarischen Kitsch abwerten.

Das historisch-materialistische Paradigma

Uedings Ansatz ist eine z.T. explizite Kritik der a-historischen Argumentation von Giesz und Killy. Indem er den literarischen Kitsch in dessen sozial-geschichtlicher Dimension analysiert, sucht er gerade das Moment des literarischen Kitsches auf, das der phänomenologische Ansatz methodologisch nicht in den Blick nimmt: der literarische Kitsch nicht als eine latente Möglichkeit des Menschen und der Kunst, sondern als eine Funktion seiner sozial-geschichtlichen Bedingungen.

Als ein Phänomen innerhalb der gesellschaftlichen Institution „Literatur“ macht Ueding die Entstehung des literarischen Kitsches an den politischen und ökonomischen Bedingungen einer sich im 18. Jahrhundert entwickelnden frühkapitalistischen Gesellschaft fest. Die politische Situation des Deut-

schen Bürgertums kennzeichnet im 18. Jhd. dessen Ausgrenzung von der politischen Macht, die der Adel absolutistisch ausübt. Als Folge dieser politischen Ausgrenzung bleibt dem Bürgertum im Gegensatz zu England und Frankreich lediglich die ökonomische Emanzipation. Arbeit wird im bürgerlichen Selbstverständnis zu einer Quelle des Reichtums und der Produktivität und damit zum Mittel, die politische Herrschaft des Adels ökonomisch zu brechen, die feudale durch die bürgerliche Gesellschaft abzulösen. Als ökonomisches Zeichen gesellschaftlicher Emanzipation treten Profit und Kapitalakkumulation in den Vordergrund des bürgerlichen Interesses und führen zur Ausbildung frühkapitalistischer Handels- und Produktionsweisen, die alle Bedürfnisse des Individuums, die nicht mit den ökonomischen Bedingungen des Marktes identisch sind, in den privaten Bereich ausgrenzen.

Diese schrittweise Etablierung eines frühkapitalistischen Marktes trennt damit einen öffentlich kontrollierten Bereich des Erwerbslebens von einem nicht öffentlich kontrollierten Bereich des Privatlebens, der Familie. In dieser gesellschaftlichen Situation gewinnt die Privatsphäre eine zunehmend ideologisierte Kompensationsfunktion.

Die private Sphäre der Kleinfamilie wird zu einer häuslichen Enklave, in der das durch persönliche und intime Beziehungen geregelte Leben die Bedürfnisse befriedigt, die die Produktions- und Zirkulationsbedingungen des Marktes ausgrenzen: die Bedürfnisse nach emotionaler Identität. Dem Privatleben, das eine relative Affektfreiheit zuläßt, kommt die Funktion zu, die Routinisierung der Affekte im Erwerbsleben zu kompensieren. Die moralischen Kategorien dieses persönlichen und intimen Umgangs im Privatleben werden unter den Bedingungen der politischen Ausgrenzung des Bürgertums zunehmend ideologisiert, wird die moralische Gleichheit der allen Individuen gleichermaßen eigenen Fähigkeit zur Emotionalität gegenüber der politischen und ökonomischen Ungleichheit behauptet. Damit kommt der bürgerlichen Kleinfamilie eine doppelte Kompensationsfunktion zu: in ihrer familiären Harmonie kompensiert der Bürger seine politische Ausgrenzung unter den Bedingungen des Absolutismus und seiner Entfremdung im Erwerbsleben unter den Bedingungen eines sich entwickelnden frühkapitalistischen Marktes. Diese bürgerliche Ideologisierung der Kleinfamilie artikuliert sich in der zweiten Hälfte des 18. Jhd. zunehmend auch in der Literatur. Familie und Familienproblematik werden zum zentralen Thema der elitären Literatur und in ihrer sentimental Darstellung das zentrale Gestaltungsthema des literarischen Kitsches. Als ein ästhetisches Modell bürgerlicher Familienideologie erfüllt der literarische Kitsch deren gesellschaftliche Funktion: die ästhetische Kompensation emotionaler Bedürfnisse, die die politische und ökonomische Realität des Bürgertums ausgrenzt. Insofern eine gesellschaftliche Institution, entsteht der literarische Kitsch mit den Bedin-

gungen seines gesellschaftlichen Originals: der bürgerlichen Kleinfamilie.

Geht es Ueding zunächst um die Kritik der a-historischen Ansätze von Giesz und Killy, versucht Waldmann alle drei Ansätze rezeptionsästhetisch auszuwerten. In Killys assoziationsbezogener, reizkumulierender und damit emotionsstimmulierender Stilistik des literarischen Kitsches sieht Waldmann dessen strukturelle Mittel, den emotionalen Selbstgenuß des Rezipienten zu organisieren, den Giesz als das Rezeptionsmuster literarischer Kitschprodukte analysiert. Indem er Giesz' idealen Leser durch den wirklichen Leser und dessen konkretes Rezeptionsverhalten ersetzt, korrigiert er Killys und Giesz a-historischen Ansatz in der sozial-geschichtlichen Perspektive Uedings. Das konkrete Rezeptionsverhalten bestimmt Waldmann als "... dasjenige Leseverhalten, mit dem Leser in bestimmter gesellschaftlich-geschichtlicher Situation bestimmte individuelle und gesellschaftliche Bedürfnisse zu befriedigen ... suchen."⁵ Indem der literarische Kitsch über assoziationsbezogene und reizkumulierende Textstrukturen die eigene Emotionalität des Lesers aktiviert, befriedigt er ein Bedürfnis des Lesers nach emotionaler Identität, die dessen gesellschaftliche Bedingungen immer mehr ausgrenzen.

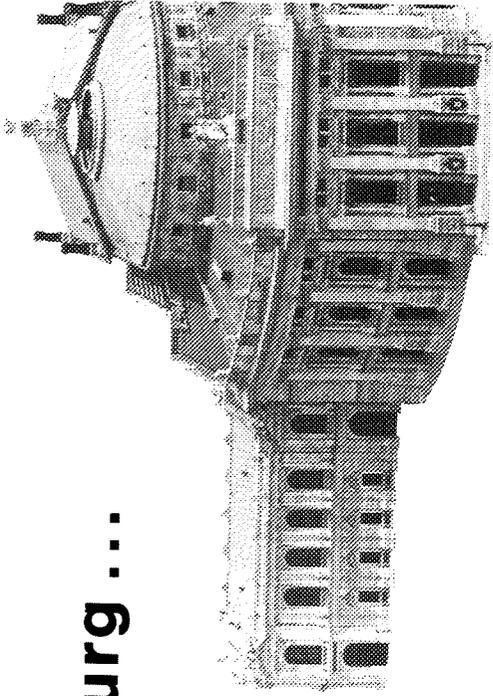
Die emotionalisierende Textstrategie des literarischen Kitsches scheint damit für den Leser bis in die Gegenwart die gesellschaftliche Funktion zu erfüllen, die der literarische Kitsch mit seiner Entstehung unter den Bedingungen einer sich entwickelnden Industriegesellschaft gewinnt: die ästhetische Kompensation der emotionalen Bedürfnisse, die die immer effizienter werdenden Momente der Produktions- und Zirkulationsprozesse immer konsequenter verdinglichen.

Der kitschige Status eines literarischen Textes klärt sich dann nicht in der Abwertung eines emotionsstimulierenden Text- und Rezeptionsmusters, wie das Killy und Giesz in ihrer Orientierung an Kategorien einer Idealistischen Ästhetik tun, sondern letztendlich in der Beurteilung seiner Kompensationsfunktion durch den jeweiligen Leser: er wertet einen Text, der mit emotionsstimulierenden Textstrategien emotionale Bedürfnisse kompensiert als kitschig ab, wenn er eine solche Bedürfnisbefriedigung angesichts ihrer gesellschaftlichen Kompensationsfunktion ablehnt, er wertet ihn auf, wenn eine solche Bedürfnisbefriedigung in seinem gesellschaftlichen Interesse liegt.

Anmerkungen:

- 1 Best, Otto: Der weinende Leser. Kitsch als Tröstung, Droge und teuflische Verführung. Fischer, Frankfurt/M., 1985.
- 2 Alle hier referierten Aufsätze in: Literarischer Kitsch. Texte zu seiner Theorie, Geschichte und Einzelinterpretation. Herausgegeben von Jochen Schulte-Sasse, Niemeyer, Tübingen, 1979 (= Deutsche Texte, 52).
- 3 Ebd., S. 90.
- 4 Ebd., S. 92.
- 5 Ebd., S. 103.

Wir versichern Burg ...

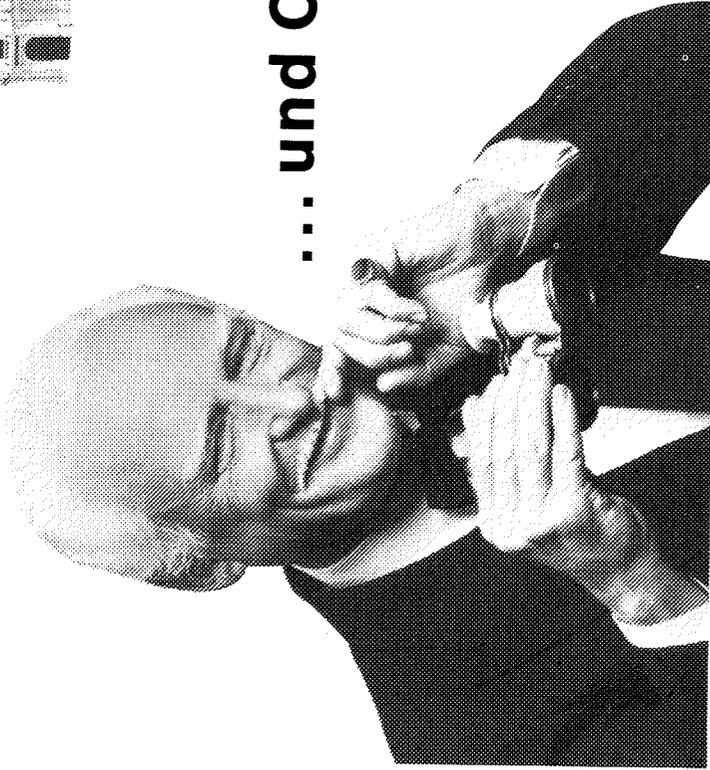


99

... und Opa.

Ob das Gretchen an der Burg
oder den Opa in der Oper.
Die Wiener Städtische versichert's.
Vom kleinsten bis zum größten Fall.
Mit der großen Sicherheit
der größten österreichischen
Versicherung.

**WIENER
STÄDTISCHE**



BEITRITTSERKLÄRUNG

Ich erkläre mich mit den Bestrebungen des „Instituts für Wissenschaft und Kunst“ einverstanden und melde meinen Beitritt als Mitglied an.

Vor- und Zuname: _____

Geburtsdaten: _____ Telefon: _____

Wohnungsanschrift: _____

Berufsanschrift: _____

Beruf: _____

Interessenrichtung: Philosophie, Geschichte, Kunst, Musik, Naturwissen-
schaft, Sozialwissenschaft, Rechtswissenschaft, Literaturwissenschaft*

Datum: _____ Unterschrift: _____

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt S 100,—. Jugend- und Studentenmit-
gliedschaft (bis 25 Jahre bzw. bis Beendigung des Studiums) S 50,—.

* Nichtzutreffendes streichen

Ich bestelle

- ___ Ex. VERDRÄNGTE SCHULD – VERFEHLTE SÜHNE
Entnazifizierung in Österreich 1945–1955
Subskriptionspreis für IWK-Mitglieder: S 336,—
- ___ Ex. PHILOSOPHIE UND GESELLSCHAFT
S 120,— (und Versandkosten)
- ___ Ex. DIE VERBRANNTEN BÜCHER
S 25,— (und Versandkosten)
- ___ Ex. POLITISCHES LIED
S 79,— (und Versandkosten)
- ___ Ex. AUSEINANDERSETZUNGEN ZWISCHEN VEREINSMEIEREI,
DEMOKRATISIERUNG UND EXPERTENHERRSCHAFT
S 40,— (und Versandkosten)

Name und Anschrift: _____

Datum: _____ Unterschrift: _____

Die Aktivitäten des Instituts für Wissenschaft und Kunst sollen durch diese Zeitschrift vierteljährlich dokumentiert werden. Falls Sie an der Zeitschrift Interesse finden, bitten wir Sie, das Institut für Wissenschaft und Kunst mit einem jährlichen Mitgliedsbeitrag von S 100,— (Studenten S 50,—) zu unterstützen. Sie werden dann auch regelmäßig über unsere Veranstaltungen informiert. Unsere Kontonummer bei der Zentralsparkasse lautet 601 151 707.

INSTITUT FÜR
WISSENSCHAFT UND KUNST
Berggasse 17/1
1090 Wien

INSTITUT FÜR
WISSENSCHAFT UND KUNST
Berggasse 17/1
1090 Wien

Absender:

Weitere Anschriften von Interessenten:

Absender:

Weitere Anschriften von Interessenten: